



„Die Zeit ist aus den Fugen“

Fred Wanders „Hekuba-Projekt“ – ein Wiener Roman

KARL MÜLLER

Spärlich, aber aufschlussreich nehmen sich Fred Wanders Erinnerungen aus, wenn es um sein erstes Romanprojekt geht, dem er in Anspielung auf seine (spätestens seit 1945)¹ intensive Hamlet-Lektüre den Arbeitstitel „Hekuba“ gab und das er – als Überlebender der Konzentrationslager Groß-Rosen und Buchenwald – 1945 in seiner Geburtsstadt Wien begann. Bis Anfang der 1960er Jahre, als Wander mit seiner Frau Maxie schon längst in der DDR lebte und arbeitete, ließ ihn dieser Roman, der allerdings nie veröffentlicht werden sollte, nicht mehr los. Der Roman blieb letztlich ein „Torso“: Das Typoskript ist bis heute leider verschollen und wurde von Wander wahrscheinlich selbst im Zuge einer „Altstoffsammlung“ in der DDR als für ihn unpublizierbares Material entsorgt – nicht zuletzt Ausdruck seines Lebensprinzips nach dem Motto „Schreib deine Verluste ab“ bzw. breche zu neuen Ufern auf.²

Zwei wichtige Bestände des „Hekuba“-Projekts, die nach 1955 entstanden sind, haben sich im Nachlass Wanders (Archiv der Akademie der Künste, Berlin) und im Archiv des Globus-Verlags (Wien) erhalten.³ In Berlin befindet sich ein auf einer Schreibmaschine geschriebenes 41-seitiges Roman-Exposé („Bemerkung“, Inhaltsangabe, „Nachwort“). Es handelt sich dabei um eine kritische Auseinandersetzung mit Albert Camus' Essay „Die Krise des Menschen“ und dem so genannten Nihilismus sowie um eine ausführliche Inhaltsangabe des Romans mit zahlreichen Querverweisen zu zeitgeschichtlichen Vorkommnissen. Erhalten geblieben ist auch die Korrespondenz zwischen Fred Wander und dem Lektorat des Wiener Globus-Verlags zwischen November 1958 und Mai 1960, als Wander versuchte, den inzwischen zum „Ballon“ angeschwellenen Text in Wien zu verlegen. In seinen Erinnerungen heißt es knapp: „Die kleine und abgeschiedene Wohnung in der Dresdner Straße bot mir eine Zuflucht, die ideal

war und mich bewog, mir eine gebrauchte Schreibmaschine zu kaufen und mich zum erstenmal in meinem Leben meinen Schreibversuchen hinzugeben. Ich war bereits achtundzwanzig Jahre alt und schrieb an einem Roman, dem ich den Arbeitstitel ‚Hekuba‘ gab. Gleichzeitig suchte ich Arbeit, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen. [...] Ich begann jenen Roman zu schreiben, der nie fertig werden sollte.“⁴

Nachkriegswien

Geistiges, weltanschauliches Fundament für dieses Großprojekt, das, wie Wander in seiner Korrespondenz mit den Lektoren des kommunistischen Globus-Verlags behauptet, zwischen 400 und 500 Seiten umfasst haben dürfte, sind wohl zwei zentrale Lektüre-Erfahrungen gewesen, die für ihn, den rassistisch Verfolgten und KZ-Überlebenden, offenbar tief in seine Erfahrungswelt eindringen und ihn zum ersten literarischen Schreiben herausforderten. Es waren dies Shakespeares „Hamlet“-Figur und Albert Camus' Essay „Die Krise des Menschen“, auf den Wander 1947 in der März-Ausgabe der Zeitschrift *Die Amerikanische Rundschau* gestoßen war. Jedenfalls bietet Wander dem Globus-Lektoren diese für ihn orientierenden und entscheidenden Lektüren an, um seine Schreibmotivationen zu erläutern und wohl auch deswegen, um seinen Roman vom Hautgout angeblich gängiger Unterhaltungsliteratur, ja oberflächlichen Kolportagefutters – „Kitsch und Kintopp“,⁵ wie es heißt – zu befreien.⁶

„Hekuba“ ist der Name für die aus Phrygien stammende Königin von Troja, der Frau des Priamos und Mutter von 18 Kindern, deren Hinmetzelung sie zu beklagen hat – tiefstes Unglück, nagender Schmerz, verheerendes Elend, ihre Rache-Antworten sowie ihre himmelschreiende Ohnmächtigkeit – mythische Analogie zur Gegenwart Wanders. In Wanders 1996 erschienenen Erinnerungen „Das gute Leben“ heißt es mit Bezug auf

sein „Hekuba“-Projekt: „Der stumme Schrei der Empörung in uns, in den Tagen nach der Befreiung, als wir die Gleichgültigkeit der Welt entdeckten – ist das nicht alles verblaßt an der Vergänglichkeit, Genugtuung zu bekommen, Gerechtigkeit herzustellen oder wenigstens Bemühungen zu sehen, die Würde der Ermordeten wiederherzustellen? Nirgends ist dieser Aufschrei so glühend in Worte gegossen wie in Shakespeares ‚Hamlet‘: [Hamlet] ‚... Hätte er / Das Merkwort und den Ruf der Leidenschaft / Wie ich: was würd' er tun? Die Bühn' in Tränen / Ertränken, und das allgemeine Ohr / Mit grauser Red' erschüttern; bis zum Wahnwitz / Den Schuld'gen treiben ...‘ [Zweiter Aufzug] Ich hatte diesen Vers als Motto vor meine Erzählung ‚Hekuba‘ gestellt. Und ich hatte die Arbeit daran lange Zeit unterbrochen. Nun knöpfte ich mir das Manuskript wieder vor. Am [Leipziger] Literatur-Institut sollte ich ein Stipendium erhalten, das mir erlauben würde, in den Abendstunden vielleicht zwei Seiten herauszupressen! Das war jener Roman, der sich wie ein Ballon blähte und bald vierhundert Seiten hatte. Martin, der Held meiner Geschichte, verfolgt den Mörder seines Vaters, doch als er ihm dann gegenübersteht und seine heuchlerische Fratze sieht – läßt er die Waffe sinken! Persönliche Rache ist sinnlos geworden. Die jahrtausendealte Stammespflicht, den Vater zu rächen, den Bruder oder die Schwester, war ausgelöscht angesichts der Gebirge von Toten! Ich hatte bis dahin jede Seite zehnmal umgeschrieben und war bereits im Zweifel, ob ich diese Arbeit je beenden könne. Ich mußte weitersuchen und eine weniger anspruchsvolle Geschichte finden. Trotzdem hämmerte ich an dem Torso weiter. Es war Probenarbeit, eine Schule der Geläufigkeit, ich brauchte wohl noch Jahre, um das Handwerk zu lernen.“⁷

Dies sind die beiden einzigen Stellen, in denen Wander sein frühes Romanprojekt explizit erwähnt. Freilich, erst

mit Blick auf die Nachlass- und Archivbestände lassen sich einige weitere Stellen von Wanders „Erinnerungen“ als Anspielungen auf den „Hekuba“-Roman identifizieren, der als ein leicht lesbarer, aber wirklichkeitsgesättigter Nachkriegswien-Roman publiziert werden sollte. Fred Wander hatte mehrere Titel vorgeschlagen, meist mit dem Untertitel „Wiener Roman“: „Wiener Dissonanzen“, „Süßes Gift“, „Leuchtende Spur“, „Das Lächeln des Erfolgs“, „Wenn es Tag wird in Wien“, „Asphalt glänzt“. „Wien“ sollte jedenfalls – wäre es nach dem Globus-Verlag und seinen Verkaufsinteressen gegangen – unbedingt im Titel enthalten sein, etwa auch „Wiener Rhapsodie“.⁸

Leicht lesbar und dennoch beklemmend wirklichkeitsgesättigt? In seinen Erinnerungen hält Fred Wander für ihn äußerst verstörende Erfahrungen aus dem unmittelbaren Nachkriegswien fest, die nicht zuletzt den Zeit-Stoff seines Erstlingsromans bilden sollten: Ausgerechnet über „Kameraden aus dem KZ“,⁹ die er zufällig auf der Straße trifft, und über deren Überlebensstrategien und kriminellen Kontakte im Kontext der postfaschistischen gesellschaftlichen Umstände heißt es: „Ein grotesker Anblick, einander in einem normalen Zustand zu finden, ordentlich angezogen. Eine herzliche und doch auch trockene Begrüßung: ‚Du lebst noch?‘ Irgend etwas hat uns abgebrüht. Jeder hat schon mehrere Überlebende in Wien getroffen, jedoch nicht jene, die wir suchten! [...] Sie sind gut im Geschäft, lassen sie lachend durchblicken. Schleichhandel, was denn sonst? Mit Schokolade, Kaffee, Zigaretten. Jeder macht das. Oder hast du eine bessere Idee? Die einzige Art, wie man sich in dieser beschissenen Zeit über Wasser halten kann. [...] Wiens Nobelstraße [die Kärntner Straße] brillierte schon wieder, trotz der vielleicht fünfzehn ausgebrannten Häuser, deren Türen und Fenster mit Brettern vernagelt waren. Schon bewegte sich wieder eine erregte Menge an hellen Schaufenstern und Cafés vorbei, kichernde Mädchen und Bur-schen, Schieber, Spekulanten, Bettler, Huren. [...] Einige Kriegskrüppel haben sich als Schuhputzer oder Zigarettenverkäufer in der Kärntnerstraße oder am Graben etabliert. Sie haben gute Kundschaft, die Schleichhändler werfen mit leichtverdientem Geld herum. In der Inneren Stadt sieht man manchmal wieder elegante alte Damen und Herren, die Vertreter der Bourgeoisie. Viele gehen mit versteinerten Gesichtern herum und

schimpfen auf das ‚Gesindel‘! [...] Und ich klappere auf meiner Maschine, schreibe Skizzen und Reportagen, schreibe an meinem Roman.“¹⁰

„Die Krise des Menschen“

Fred Wander erinnert sich in „Das gute Leben“ auch an die mit seinem ersten Romanprojekt zusammenhängende und ihn offenbar herausfordernde Lektüre von Albert Camus’ „Die Krise des Menschen“, die sich ihm damals zwar als sehr wichtige, wenn auch nicht weit genug gehende Analyse der aktuellen „Bewusstseinsspaltung“ der Menschen¹¹ erschien. Aber sie stieß deswegen auf großes Verständnis bei Wander, weil Camus’ Reflexionen an die Lager- und KZ-Erfahrungen Wanders direkt anschließen konnten, genauer, an einen typischen „Offizier der Garde mobile“, „in einem großen Konzentrationslager in Südfrankreich (Perpignan)“, den Wander schnell durchschaute. Das war ein auf den ersten Blick nicht unsympathischer und „geradezu um Entschuldigung“¹² heischender Mann gewesen, dem jedoch absoluter Gehorsam und penible Pflichterfüllung die höchsten Werte waren. Dieser verstand es, alle seine Verbrechen in die Dimension des absolut Moralischen zu verschieben und sich auf die widerlichste Weise selbst zu entlasten. In Wanders „Erinnerungen“ heißt es demnach über die faschistischen Kontinuitäten und die sukzessive in den Kalten Krieg der Großmächte taumelnde Gesellschaft, so dass konsequenterweise die meisten der in Wanders Hekuba-Projekt auftretenden Figuren unterschiedliche Ausdrucksformen von Camus’ Krisenanalyse repräsentieren: „Die Schweinehunde von gestern wurden noch gebraucht. Schweinehunde sind eine äußerst begehrte Sorte Leute. Es liegt in der Natur jeder reaktionären Machtkonzentration, daß sie über genügend willfähige Kreaturen verfügt, Karrieristen, Opportunisten, Hohlköpfe, Speichellecker, Polizisten und Spitzel. [...] Die Macht unterhält immer eine Elite von höchst privilegierten und korruptierten Funktionären, deren vitales Interesse es ist, die Macht zu verewigen. Die Welt war durch den Kalten Krieg gespalten. [...] Die Lüge auf allen Ebenen und eine tiefe Krise des Menschen! Von dieser ‚Krise des Menschen‘ sprach Albert Camus: ‚Es ist sehr leicht, einfach Hitler anzuklagen und zu behaupten, das Gift sei verschwunden, da die Schlange zertreten worden ist. Wir wissen sehr genau, daß dieses Gift nicht aus der Welt ver-

schwunden ist, weil wir es alle in unseren Herzen tragen. Wir wissen, was an Wut und Zorn verblieben ist, wenn wir die Art und Weise betrachten, in der Nationen, Parteien und Individuen fortfahren, miteinander umzugehen. Ich habe immer geglaubt, daß eine Nation für ihre Verräter ebenso verantwortlich ist wie für ihre Helden. Und ebenso ist eine Zivilisation, und besonders die des weißen Mannes, verantwortlich für ihre Pervertierung, wie für ihre Ruhmes-taten. Unter diesem Gesichtspunkt sind wir alle verantwortlich für den Hitlerismus und verpflichtet, den allgemeinen Ursachen dieser gräßlichen Krankheit nachzuforschen, die das Gesicht Europas zerfressen hat.‘ (In: Die Amerikanische Rundschau, März 1947).“¹³

Diese Beobachtungen von Albert Camus zur „Krankheit unserer Zeit“ bzw. zu dem, was Camus „Absurdität“¹⁴ nennt, sollten Fred Wanders Idee befördern, seinen Text letztlich als Roman einer langsamen Um- und Verwandlung eines Individuums zu gestalten. Dieses Subjekt sollte über viele Umwege sukzessive zur Einsicht in die Notwendigkeit gelangen, „seine aus den Fugen geratene Welt wieder einzurichten, um seine Selbstachtung nicht zu verlieren“ und „vor allem einen Trennungsstrich [zu] ziehen zwischen sich und der Welt des Scheins, der Heuchelei und der Pervertierung.“¹⁵ Es sollte die kollektiv auf ihn einstürzenden und die verführerisch konstruierten Schleier der Täuschung abstreifen, um besser sehen zu können. Hier kommt für Wander der Typus Hamlet ins Spiel, „der einzig Wache unter einer Schar von Schlafwandlern“, wie es in Wanders Roman-Exposé heißt, jener edle, außerordentlich sensible, „leidenschaftlich bis zum Exzess und von einem kritischen, melancholisch-grüblerischem Geist“ Begabte. Dieser glaubt vorerst „an die menschliche Würde“ und ist, in ohnmächtiger Wut, dennoch „nicht zum Gebrauch des Schwerts“ geeignet – eine Art moderner Kohlhaas, die „Tragödie eines Individualisten“ und verzweifelte „Humanist[en]“, der „seiner Zeit weit voraus“ ist. Der späte Erzähler Wander blitzt hier bereits auf. „Mord, Schuld und Sühne“ seien Kernbestände, mit denen sich modernes literarisches Schreiben zu beschäftigen habe, um „die Luft wieder klar und erträglich zu machen.“ Hamlet wird als „die Tragödie des edlen Menschen [erkannt], der in eine Umwelt von Gemeinheit, der Korruption, der Heuchelei und des vertuschten Brudermordes hineingeboren ward und darin

zugrundegeht, vorher jedoch einen verzweifelten Versuch unternimmt, das Unrecht – den Mord an seinem Vater zu rächen, den verzweifelten Versuch, die aus den Fugen geratene Welt wieder einzurichten.“¹⁶ Oder, wie es in Shakespeares „Hamlet“ heißt: „Schreibtäfel her, ich muß mirs niederschreiben [...]“ (Hamlet-Monolog, 1. Akt, 5. Szene)

Unter diesem Aspekt betrachtet, kann eine subkutane Verbindungslinie zum „reifen“ Erzähler Fred Wander gezogen werden. Denn dieser, „einer, der bei den Toten war, ein ‚Wiedergänger‘“,¹⁷ wie sich Wander selbst nennt, entwickelt aus dieser Position heraus eine Theorie des stetigen, zu keinem Ende kommenden Sich-Verwandeln, was mit Begriffen wie Offen-, Einfach- und Sehendwerden, Zusichkommen, Reinigen oder Selbstbefreiung umkreist wird. Vorstellungen von Individualität und Widerstand gegen verordnete „Normalität“, Vorstellungen von Stärke, Würde, Reinheit, Durchsichtigkeit und Lebendigkeit versus Vermasung stehen damit in untrennbarer Verbindung. Zugleich wird aber auch eine utopische gesellschaftliche Perspektive konnotiert – „für künftige Geschlechter bereit“,¹⁸ wie es bei Rabbi Löw heißt. Goethes Metamorphose ist Wander bekannt. Oder noch einmal anders ausgedrückt: Im 25. Kapitel des Romans „Hôtel Baalbek“¹⁹ wird eine parabelhafte Geschichte aus dem Lagersteinbruch nahe von Montagnac im Süden Frankreichs erzählt. Von einem italienischen Steinbrucharbeiter, einem Polier namens Martini, ist da die Rede, der wie ein Zen-Meister oder Zaddik der Arbeitspraxis die nicht erlernbare und an ein Wunder grenzende Fähigkeit besitzt, das „innere Netz“ eines Steinblocks magisch zu erkennen und den Block mit einem gezielten Hieb zu zerschlagen. Freilich, es wäre keine Parabel, würde die Botschaft eine eindeutige sein: Der Erzähler lässt mindestens zwei Deutungen offen: Soll sich das Erzählte auf die magisch sprengende Kraft des Wortes beziehen, die, wie durch ein Wunder, in einen verhärteten Menschen einzubrechen und ihn aufzubrechen weiß, wie vom Erzähler angedeutet wird? Oder kann das Steinebrechen konkret auch jenes, mit Worten nur schwer vermittelbare Wissen um das von allen „Verunreinigungen“ befreiende innere Aufbrechen meinen, so dass „künftige Geschlechter bereit [sind], auf daß sie entsteigen der Dunkelheit, die Augen klar, die Herzen befreit“?²⁰

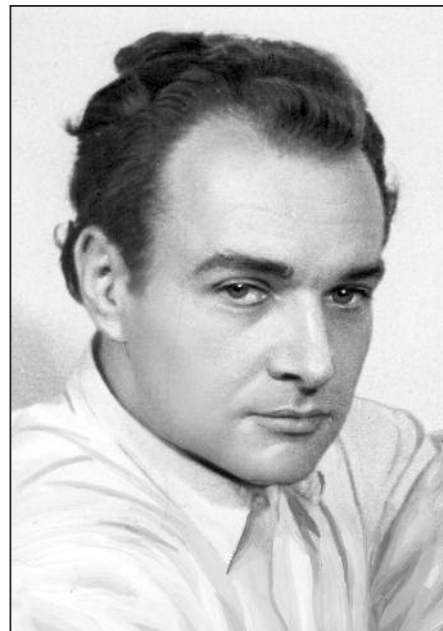
An anderer Stelle spricht Fred Wander davon, dass er „immer nur von Men-

schen [erzähle], die sich in einem vehementen Umwandlungsprozeß befinden, aber noch nicht angekommen sind“. Er stellt sich dabei – in Anspielung auf die Märchen aus Tausendundeiner Nacht, die er seit Kindheit auf Jiddisch im Ohr hat –, in die Tradition der Märchen-erzähler: „das Phänomen der Verwandlung die Quintessenz aller Märchen [...] ein böser Zauberer hat den Prinzen in ein Tier verwandelt, nur die Liebe kann ihn retten! Liegt hier nicht der Ursprung und das Geheimnis aller Mitteilung unter Menschen und der Literatur?“²¹

Korrespondenz mit dem Globus-Verlag

Bei der Korrespondenz zwischen Fred Wander und den für den Globus-Verlag arbeitenden Lektoren und Genossen Tibor Barta und Arthur West handelt es sich um 16 zum Teil umfangreiche Briefe (oft mit Beilagen), geschrieben zwischen November 1958 und Mai 1960, die viele relevante Aspekte der geplanten, aber schließlich gescheiterten „Wiener Roman“-Publikation thematisieren. Es werden dabei auch Fragen der ästhetischen Roman-Qualität behandelt.

Die bemerkenswertesten Passagen in diesem Konvolut stellen die zwischen Bewunderung und Kritik angesiedelten Auseinandersetzungen Wanders mit Camus' „Krise des Menschen“ in der Moderne dar. Die Lektüre des einschlägigen Essays von Camus muss Wander – angesichts seiner KZ-Erfahrung und dem Lauf der Welt seit der Befreiung – tief beeindruckt haben. Denn er widmet sich Camus' gesellschaftlicher Krankheitsdiagnose, den Symptomen einer kaltgleichgültigen und gewalttätigen Welt, die jegliche humanen Maßstäbe verloren hat, mit großer Ausführlichkeit und mit breiten Zitat-Passagen aus jenem Vortrag, den Camus Ende März 1946 an der Columbia University in New York unter dem Titel „The Human Crisis“ gehalten hat.²² Es wäre nicht Fred Wander, würde er seine Reflexionen und ausführlichen Camus-Zitate nicht vorab mit vier beklemmenden Kurzerzählungen aus der Feder Camus' veranschaulichen, die – angesichts von Folterung und tödlicher Gewalt – Gnadenlosigkeit, Zynik und Gleichgültigkeit entmenschter Menschen-exemplare bzw. den ohnmächtigen Sarkasmus der Opfer illustrieren. Wander zitiert schließlich den Schluss, den Camus daraus zieht: ein neues Schreckens-Zeitalter, so könnte man sagen, sei angebrochen: „Seitdem die Tötung eines Menschen mit anderen Ge-



Fred Wander in den 1950er Jahren

fühlen als mit denen des Abscheus und der Schande betrachtet wird, seit menschliche Trauer zu einer lästigen Verpflichtung unter anderen geworden ist und nicht anders empfunden wird als die Unbequemlichkeit der Lebensmittelbeschaffung oder die Notwendigkeit, sich nach Butter anzustellen – seitdem gibt es eine Krise des Menschen.“²³

Sodann liefert Wander einen systematischen Aufriss der drei Hauptaspekte der Symptome von Camus' Analyse dieser „grässlichen Krankheit, die das Gesicht Europas zerfressen hat“, wie Camus meint, und bedauert zugleich, dass sich Camus nur als „glänzender Diagnostiker“ des Zustandes absoluter Wertelosigkeit bewähre, aber keinesfalls als Ursachenforscher und Therapeut, ja als solcher „vollkommen versage“.²⁴ Letzteres sei nicht zuletzt Aufgabe des Schriftstellers. Wander referiert und erläutert schließlich die drei Symptome der Krise ausführlich – ganz nahe an seinen eigenen Lebens-Erfahrungen – und skizziert Camus' Diagnose, um diese als geistige Fundamente für seinen Zeitroman-Plot anhand einer bunten Schar von Figuren, Szenen, Konflikten und mit deutlichen Bezugnahmen auf die zeitgenössische Wirklichkeit (etwa den Prozess gegen den früheren Gestapo-Beamten Johann Sanitzer im Jahr 1949 oder den Fall Stanko Zorko aufgrund von Schieberkriminalität in den 1950er Jahren) zu veranschaulichen:

1.) Pervertierung aller Wert-Maßstäbe und die mit politischem Kalkül gezüchtete personelle und weltanschauliche Kontinuität über die militärische Niederlage des NS-Regimes hinaus. Wander,

ebenfalls im Diskurs des Kalten Krieges verfangen, sieht hauptsächlich die US-Besatzungsmacht in der Verantwortung und zählt zugleich eine Reihe von einschlägigen Vorkommnissen der unmittelbaren Nachkriegszeit auf (z.B. Integration von Alt-Nazis, Gestapoleuten und faschistischen Spionen in die Gesellschaft, Remilitarisierung, Korruption, Wirtschaftsskandale),

2.) Pflege des Kultus der „Tüchtigkeit“, der, wie es heißt, „Abstraktion“ und des entindividualisierenden Mammons als Ausdruck der Feier des „Amerikanismus“: In der kapitalistischen Ordnung herrscht demnach nicht ein christliches oder moralisches oder ein humanes Prinzip, sondern ein brutales, unmenschliches, nihilistisches Prinzip; das Prinzip der ‚Auslese‘, und nicht der Vernunft, das Prinzip der Ellenbogenkraft und nicht der Würde, das Prinzip eben der Tüchtigkeit!²⁵

3.) In verständlicher Reserve gegen Camus' Terminologie – die „Verdrängung des wirklichen Menschen durch den politischen und historischen Menschen“²⁶ als desaströser Ausdruck des Willens zur Macht und des Terrors.

Fred Wander kritisiert Camus' Ansatz als einen klassenbedingten, indem er darauf hinweist, dass Camus nur die dem Pessimismus verfallene „Schicht bürgerlicher Intellektueller“²⁷ im Auge gehabt und deswegen an den Menschen des tatsächlichen Widerstandes, etwa am „französischen Arbeiter“ vorbeigeschrieben habe – dies wohl auch ein linkes Wunschbild Wanders. Aus seiner kritischen Camus-Lektüre entwickelt Wander schließlich – man vergegenwärtige sich etwa Ilse Aichingers „Aufruf zum Mißtrauen“ (*Plan*, Nr. 7, Juli 1946, S. 588) oder ihren Essay „Das Erzählen in dieser Zeit“ als Vorrede zu ihrer „Rede unter dem Galgen“ (1952) – einen neuen Begriff des Intellektuellen, der, gemäß dem volksaufklärerischen Verständnis Wanders, wohl auch auf die kommunistische Lektorenschaft des Globus-Verlags hin verfasst ist – voll von kämpferischer Rhetorik: „Es ist ihre [der Schriftsteller] heilige Pflicht das Gift zu entfernen und die Menschen zu lehren, ihre Mitbürger nicht nach dem Erfolg, sondern allein nach dem Begriff der Würde zu beurteilen. Es ist ihre Pflicht den Menschen wieder Werte zu geben, die ewigen Werte der Humanität. Natürlich müssen wir beginnen, das Gift aus unserem eigenen Herzen zu entfernen. Aber das allein genügt nicht. Es gilt zu handeln und einen geschlossenen und

unerbittlichen Kampf zu führen, gegen jene, die der Welt einen neuen heraufkommenden Terror bescheren wollen!“²⁸

Sodann hebt in Wanders „Exposé“ die fast 20-seitige Inhaltsangabe an, so dass wir ein gutes Bild über seinen offenbar actionreichen Plot, die zahlreichen Figuren, die vielfältigen Figurenkonstellationen, die konstruierten Konflikte und den nicht gerade unbescheidenen Versuch Wanders machen können, die breite Skala von politischen Kräften, geistigen Strömungen und Haltungen der unmittelbaren Nachkriegszeit, in der „Absurdität dieser Welt“, in der „die Mörder unter uns sind“, konkret in den Blick zu nehmen: z.B. neonazistische Umtriebe, Geheimdienste, Korruption und politische Netzwerke, Schleichhandel und Kriminalität, Antikommunismus, Existentialismus, Surrealismus, Anarchismus, weltanschauliche Orientierungslosigkeit und a-politischer Subjektivismus, Mystizismus, verknöchelter Traditionalismus, die Kalte-Krieg-Mentalität, Besatzungsmächte, Arbeiterbewegung und menschliche Solidarität, politische Netzwerke, korrupte Medien und Aufdeckungsjournalismus; Instrumentalisierung von Frauen, studentisches Leben, jüdisches Leben nach dem Völkermord.

Zeitgeschichtlicher Schlüsselroman

Wollte Wander zu viel? Wahrscheinlich. Der Globus-Verlag sagte dem Autor über Arthur West nach langem Hin und Her, nach erheblichen Kürzungsvorschlägen, dramaturgischen Umstellungen und Neutextierungen am 15. April 1960 endgültig mit klaren, aber auch harschen Worten ab: „ja, siehst Du, es ist ein Kolportage-Roman herausgekommen. [...] Ich [...] habe, nach Stoff und ursprünglichem Konzept urteilend, wesentlich mehr erhofft und bin nun enttäuscht. [...] Ich bin ziemlich sicher, daß am enttäuschenden Ergebnis nicht Mangel an Talent, sondern (behebbarer) Mangel an künstlerischer Unbeirrbarkeit die Schuld trägt.“²⁹

Aus der Korrespondenz mit dem Globus-Verlag lassen sich Rückschlüsse auf Wanders Erzählform ableiten: Hauptsächlich dürfte es sich um eine auktoriale Erzählinstanz gehandelt haben, aber auch Figurenperspektiven bis hin zu Tagebuchaufzeichnungen werden erwähnt, um erzählerische Abwechslung zu gewährleisten – ganz im Sinne der Fabel, die „innen liegt“. Wir können uns also ein ziemlich gutes Bild von diesem Roman machen, den Wander – wohl

reiner Rhetorik geschuldet, um die Veröffentlichung und damit westliche Tantien zu lukrieren – als ein Exempel des „sozialistischen Realismus“³⁰ anpreist. Hamlet und die moderne „Krise des Menschen“ sind die Folien, auf die Wander sein Konstrukt projiziert, das voll von autobiografisch getönten Anspielungen (z.B. Erfahrungen als Reporter, Einblick in die Medienwelt, politischer Weg hin zum Sozialismus, Kafka-, Sartre- und Camus-Lektüre) und zeitgeschichtlichen Bezügen (Johann Sanitzer, Stanko Zorko) ist.

Konkret: Fred Wander rückt in seinem Roman Martin Schweiger, den Sohn aus „einer bürgerlichen Familie, ehemals reichen Familie, die in einem Nobelvortort Wiens ein eigenes Haus bewohnt“, Soldat, Kriegsgefangener, Heimkehrer und schließlich Student, ins Zentrum. Anhand all seiner Begegnungen im Nachkriegswien (z.B. Familienmitglieder, Stiefvater/ehemaliger Gestapomann, bürgerliche und kommunistische Presseleute, Kommilitonen, Schulfreunde, Frauen, Menschen aus verschiedenen Schichten) will Wander einerseits eine Tour d'horizon durch den „Nihilismus“, aber auch die positiven aufbauenden Kräfte nach 1945 unternehmen. Andererseits will er die Wandlung des Martin Schweiger vom innerlich haltlosen, von Schuldgefühlen geplagten, von antilinken Ressentiments gesteuerten und orientierungslosen Menschen zu einem überzeugten Linken gestalten, „um seine aus den Fugen geratene Welt wieder einzurichten, um seine Selbstachtung nicht zu verlieren“.³¹ Im Nachsatz zu seiner Inhaltsangabe schreibt Wander: „Aber es kommt gar nicht so sehr auf diese Handlung an“, die er soeben detailreich skizziert hatte: „Viel wichtiger ist es zu zeigen, warum Menschen sich so und nicht anders verhalten“, indem man nach den Voraussetzungen ihres Gewordenseins forschen sollte. Diese Passage liest sich wie eine Anleitung für Wanders spätere Menschen-Erkundungen im Kontext von Verfolgung, Flucht und Lagererfahrung. Hauptakteur sei das „umfassende Leben“,³² wie es schließlich im expressionistisch anmutenden Duktus heißt.

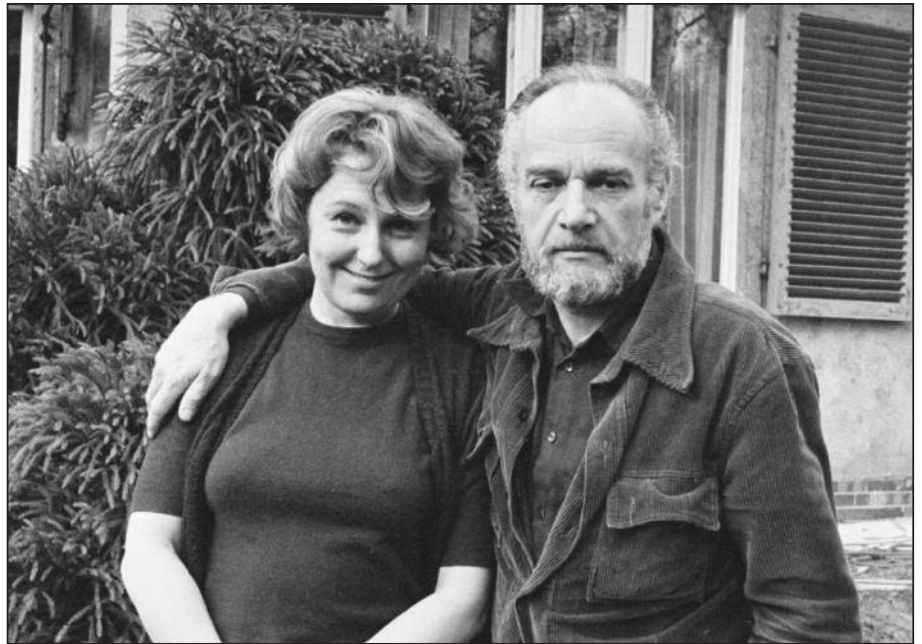
Von besonderem Interesse sind Wanders Anspielungen auf einige skandalöse Vorgänge im Wien nach 1945 – wir haben es nicht zuletzt auch mit einem zeitgeschichtlich interessanten „Schlüsselroman“ zu tun. Es gibt eine Romanfigur namens Zoran, die in kriminelle Machenschaften verwickelt ist und auf den Fall „Dr. Zorko“ anspielt. Der Kauf-

mann Stanko Zorko, ein ehemaliger KZ-Häftling, war in den 1950er Jahren in illegale, aber von höchsten Regierungsstellen gedeckte Exportschiebereien verwickelt. Die Figur Engelbert Tobias bezieht sich auf einen tatsächlichen Ministerialrat im österreichischen Handelsministerium. Als Zorko Ende der 1960er Jahren der Prozess gemacht wurde, war er untergetaucht und konnte nicht gefunden werden.³³

Von noch höherer Brisanz ist Wanders Anspielung auf den Prozess gegen Johann Sanitzer (1904–1957), einen Beamten der Wiener Gestapo und Folterer im Hotel Metropol, vor dem Wiener Volksgericht im Jahr 1949. Der frühere Leiter des Gestapo-Referats „Sabotage, Funk- und Fallschirmagentenbekämpfung“ wurde hier zu lebenslänglichem schweren Kerker verurteilt und nach Moskau verbracht. 1955 kehrte er nach Österreich zurück. Im Roman handelt es sich um einen gewissen Rudolf Ingrim, einen Denunzianten und Gestapoagenten, fatalerweise sogar Martin Schweigers Stiefvater, der aber bei einem Verfahren gegen ihn schon 1946 frei gesprochen worden ist: „Die Mörder sind unter uns! Wir wohnen mit ihnen Tür an Tür. Wir sitzen mit ihnen bei Tisch. Und wir wissen es nicht. Und wenn wir es wissen, was tun wir? Es handelt sich nicht nur um die Schuld der Mörder, die Frage ist viel komplizierter. Es handelt sich um die Schuld des Mitwissens, um die Schuld der Duldung des Unrechts. [...] Das ist die Hauptschuld unserer Zeit: Die Gleichgültigkeit der Menschen gegen das Unrecht.“³⁴ Fred Wander hatte, wohl nicht zuletzt wegen seiner Journalistenkollegin Rosl Grossmann, die Opfer des Gestapoterrors und Kronzeugin im Verfahren gegen Johann Sanitzer war, und wegen Johann Brunner, dem zweiten Hauptbelastungszeugen und Onkel von Wanders Frau Maxie, diesen Stoff in seinem Roman verarbeitet.³⁵

Absage durch den Globus-Verlag

Schließlich wirft die Korrespondenz zwischen Fred Wander und dem Globus-Verlagslektorat ein helles Licht auf die ästhetischen Wertmaßstäbe und zugleich ideologischen Scheuklappen des KPÖ-Verlags. Es wird klar, dass Wander erhebliche Überarbeitungen vornahm bzw. vornehmen sollte, wenn auch widerwillig, weil ihm die Forderungen zu weit gingen. Er veränderte offenbar auch die Namen von Figuren. So wurde – nicht untypisch für die unmittelbare Nach-



Fred Wander mit seiner Frau Maxie in der DDR.

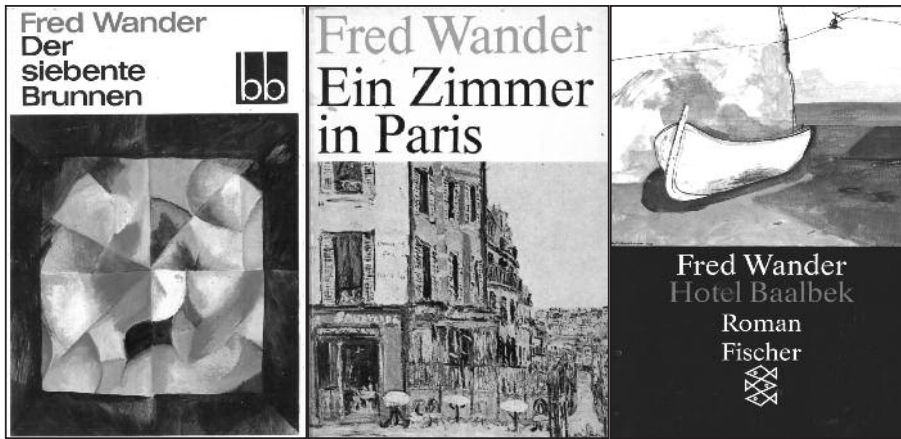
kriegszeit – das so genannte „jüdische Element“ gekürzt. Der Wiener Akzent und die Wiener Lebensatmosphäre (z.B. Streichung von „Germanismen“) sollten hingegen besonders betont werden, weiters die insgesamt positive Ausrichtung des Romans verstärkt, die erzähltechnischen Skalen, das Mosaikhafte des Textes eingeschränkt und die Perspektive auf das zukünftige Leben des Protagonisten ausgebaut werden.

Fred Wander fühlte sich unablässig gezwungen, seine Ideen und Anliegen zu erläutern und musste unentwegt auf dem Camus- und den Hamlet-Bezug bestehen. Das Lektorat forderte offensichtlich auch – damals linke Dogmatik – Erlebnisse von proletarischen Figuren stärker zu berücksichtigen. Man wollte schließlich das Buch in der Billig- und „Unterhaltungsreihe“ des Verlages anbieten, was Wander nicht recht war. Seinen „ersten richtigen Roman“ wollte er „in einer etwas repräsentativeren Form vorstellen“³⁶ bekommen. Seitens des Lektorats ging man so weit anzuregen, die Gerichtsszenen auf Haltbarkeit durch einen Genossen prüfen zu lassen, z.B. durch einen Gerichtssachverständigen.

Im März 1960 wird der bis dahin wohlwollend-herablassende Ton frostiger und jener von Wander genervter. Schließlich kam dem Globus-Verlag wahrscheinlich nicht ungelegen, dass sich die KPÖ entschieden hatte, die „regelmäßige Verlagsproduktion hier einzustellen [...] die Verlagsabteilung wird aufgelöst und man wird sich auf ‚gelegentliche Buchproduktion‘ beschränken. Dies betrifft natürlich in keiner Weise Mitdrucke bei Verlagen der DDR.“³⁷ Damit war das

Hekuba-Projekt zumindest in Wien gescheitert und damit auch Wanders Bemühen, für seinen Erstlingsroman ein Schilling-Honorar zu bekommen und einen ersten Schritt zu setzen, nach seiner Übersiedlung in die DDR im Jahr 1958 wieder nach Wien zurückzukehren.³⁸ Schließlich musste es Wander gewiss zynisch anmuten, wenn ihm Arthur West die Absage des Verlags mit folgenden Argumenten mitteilte, nachdem man von ihm über ein Jahr lang – im Nachhinein ist Hinhaltenetaktik zu verspüren – dauernd Kürzungen eingefordert hatte, die schließlich tatsächlich an der geistigen und poetischen Substanz des Romans gerührt haben mochten: „Wo ist die Hamlet-Konstellation hingera-ten? Und wohin die Auseinandersetzung mit Wesenszügen der jüdisch-kontemplativen wie auch der jüdisch-übersteigerten Psyche? Gipfelt die im ersten Teil noch grundsätzlich aufgezeichnete Darstellung des ‚amerikanischen Sumpfes‘ nur zufällig in nichts anderem als in einigen Existentialisten-Karikaturen? [...] Interessanterweise sind auch deine Kürzungen und Straffungen so vorgenommen, daß die äußere Handlung auf Kosten ihrer inneren Widerspiegelung ‚herausgearbeitet‘ wird, womit der Berichterstatter über die Kunst siegt. [...] Ja, siehst Du, es ist ein Kolportage-Roman herausgekommen. Wahrscheinlich liest er sich gar nicht übel, ist passagenweise gewiß nicht unwirksam und ganz bestimmt das, was wir als sauber und fortschrittlich bezeichnen.“³⁹

Wanders Antwort ist bemerkenswert und zeigt sowohl selbstkritische Größe als Selbstbewusstsein. In seinem letzten



Romane von Fred Wander (1971, 1975 und 1991)

Brief an den Globus-Verlag vom 1. Mai 1960 heißt es offensiv: „Du hast sehr recht, wo Du sagst, es mangle mir an künstlerischer Unberirrbarkeit. Dies war mein erster großer Versuch, und es wäre besser gewesen (hätte ich nur die Zeit und die nötigen Mittel dazu gehabt) das Manuskript in einem Zug fertig zu schreiben und dann erst andere zu befragen. So gut Eure Hilfe und die Ratschläge anderer Freunde gemeint waren [...] – es verwirrte mich und brachte mich aus dem Konzept. Das war eine Lehre, die ich in Zukunft beachten werde. [...] aber nun will ich Euch auch sagen, daß ich den Kopf nicht hängen lasse und mir gar nicht einbilde etwa am Ende zu sein. Im Gegenteil. [...] Die Themenwahl bei diesem Buch war zu gewagt. Die Fabel zeigt einen Verlauf, der [...] innen liegt. Das zu gestalten verlangt große Meisterschaft. Offenbar war ich bei der Wahl des Themas für meinen ersten Roman zu wenig bescheiden.“⁴⁰

Die erste Verlagsoption für Fred Wander war der Mitteldeutsche Verlag in Halle an der Saale gewesen, der 1957 eine Absichtserklärung abgegeben hatte, den Roman zu publizieren. Doch auch diese Option zerschlug sich offensichtlich. Das Publikationsprojekt war demnach in Ost und West gescheitert. Nichts aber hatte sich an Wanders Schreib-Motivationen geändert – im Gegenteil. Hamlets Sätze sollten dauernder Ansporn bleiben und Wander zu seinen ur-eigensten Themen führen, etwa zu „Der siebente Brunnen“ (1971), „Ein Zimmer in Paris“ (1975) und „Hotel Baalbek“ (1991): „Schreibtäfel her, ich muß mirs niederschreiben.“ (Hamlet, Erster Akt, 5. Szene)

Anmerkungen:

1/ Fred Wander hat seine wohl erst nach 1945 antiquarisch erworbene und im Nachlass erhaltene Ausgabe von Shakespeares „Hamlet“

(Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1941) mit zahlreichen Notizen versehen.

2/ Susanne Wander an Karl Müller, 10.10.2017 und 24.8.2018. Für Wander war es auch sonst üblich, fast alle Versionen seiner Texte, etwa jene des „Siebenten Brunnens“, des „Zimmers in Paris“ oder jene seiner zahlreichen Reisebücher nicht aufzuheben. Ausnahmen bestätigen jedoch diese Regel: Zum „Hôtel Baalbek“ und zu seinem letzten Theaterstück gibt es in seinem Nachlass ganz wenige Typokript-Bestände, während zu seinen „Erinnerungen“ sogar umfangreiche Arbeitsmaterialien erhalten geblieben sind.

3/ Es ist Susanne Wander, der 2025 verstorbene Witwe Fred Wanders, zu verdanken, dass ich Zugang zu Fred Wanders Nachlass erhalten habe. Ich bedanke mich auch bei allen MitarbeiterInnen des Archivs der Akademie der Künste (AdK) in Berlin und jenen des KPÖ-Archivs in Wien für jegliche Unterstützung.

4/ Ich zitiere aus der Erstausgabe: Fred Wander: Das gute Leben. Erinnerungen. München 1996, S. 112.

5/ Zentrales Parteiarhiv (ZPA) der KPÖ, Fred Wander an Tibor Barta, 8.4.1959.

6/ Ebd., Fred Wander an Tibor Barta, 14.3.1960.

7/ Wander: Das gute Leben, S. 153f.

8/ ZPA der KPÖ, Fred Wander an Tibor Barta, 12.12.1958.

9/ Wander: Das gute Leben, S. 113.

10/ Ebd., S. 113–116.

11/ AdK, NL Fred Wander, Roman-Exposé/Bemerkung, S. 2.

12/ Ebd., S. 3.

13/ Wander: Das gute Leben, S. 122. Wander dürfte für seine „Erinnerungen“ sein altes Typoskript aus den 1950er Jahren verwendet haben.

14/ AdK, Roman-Exposé/Bemerkung, S. 13.

15/ Ebd., S. 24.

16/ Ebd., S. 15–17.

17/ Fred Wander: Wie ich mich als Jude sehe, in: Walter Hinderer u.a. (Hg.): Altes Land, neues Land. Verfolgung, Exil, biografisches Schreiben. Texte zum Erich-Fried-Symposium 1999. Wien: Zirkular, S. 124.

18/ Rabbi Löw (Jehuda Ben Besalel): Die Sieben Brunnenkränze. Nach: Fred Wander: Der siebente Brunnen. Erzählung. Frankfurt/M. 1994.

19/ Fred Wander: Hôtel Baalbek. Roman. Frankfurt/M. 1994, S. 190–195.

20/ Rabbi Löw: Die Sieben Brunnenkränze.

21/ Fred Wander: Nicht jeder braucht eine Heimat. Selbstbefragung 1994, in: *Literatur und Kritik*, Nr. 293/294 (1995), S. 43. Ähnlich formuliert auch in: *Das gute Leben*, S. 316f.

22/ Albert Camus war vom Kulturattaché der französischen Botschaft in New York Claude Lévi-Strauss zum Vortrag an die Columbia University eingeladen worden. Camus' französische Originalversion ist verschollen. Die erste englische Version des Vortrags erschien in der Zeitschrift *Twice A Year* (Herbst/Winter 1946/47, S. 19–33). Wander bezieht sich auf die gekürzte deutsche Übersetzung, die im Auftrag des amerikanischen Informationsdienstes in der in München erschienenen Zeitschrift *Die Amerikanische Rundschau*, 3. Jg. (1947), Nr. 12, S. 3–12, publiziert wurde.

23/ Zit. nach: AdK, Fred Wander: Roman-Exposé/Bemerkung, S. 5.

24/ Ebd., S. 7f.

25/ Ebd., S. 12.

26/ Ebd., S. 8.

27/ Ebd., S. 11.

28/ Ebd., S. 15.

29/ ZPA der KPÖ, Arthur West an Fred Wander, 15.4.1960.

30/ AdK, Fred Wander: Roman-Exposé/Bemerkung, S. 40.

31/ Fred Wander: Roman-Exposé, S. 39.

32/ Ebd., S. 40.

33/ Rainer Nick/Hubert Sickinger: Politische Skandale als Indikatoren und Beschleuniger politischen Wandels in Österreich, in: *Innovation*, 2. Jg. (1989), Nr. 4, S. 491–521, hier S. 513f.

34/ AdK, Fred Wander: Roman-Exposé, S. 21.

35/ Die Roman-Figuren Franz Haller und Hilde Kollmann hatten Vorbilder und entsprachen den Hauptbelastungszeugen Johann Brunner und dessen Tochter Rosl Grossmann im Prozess gegen Johann Sanitzer. Grossmann sollte denn auch auf Wanders Wunsch hin das Roman-Typoskript studieren, um ihn auf etwaige Fehler aufmerksam zu machen. Über Rosl Grossmann: Erica Fischer: Das Wichtigste ist, sich selber treu zu bleiben. Die Geschichte der Zwillingsschwestern Rosl und Lisl. Wien 2005.

36/ ZPA der KPÖ, Fred Wander an Tibor Barta, 14.3.1960.

37/ Ebd., Tibor Barta an Fred Wander, 18.3.1960.

38/ Susanne Wander an Karl Müller, 24.8.2018.

39/ ZPA der KPÖ, Arthur West an Fred Wander, 15.4.1960.

40/ ZPA der KPÖ, Fred Wander an Tibor Barta und Arthur West, 1.5.1960.

Axl Leskoschek (1889–1976)

Ein Leben für die Kunst, im Widerstand und Exil

HEIMO HALBRAINER

Nachdem Axl Leskoschek 1948 aus dem brasilianischen Exil nach Österreich zurückgekehrt war, verfasste er einen politischen Lebenslauf für die Kaderabteilung der KPÖ.¹ Darin ließ er seine politische Sozialisation sowie seinen Weg vom Sozialdemokraten zum Kommunisten Revue passieren und schilderte, wie er umgehend nach seiner Freilassung aus dem Anhaltelager Wöllersdorf im Sommer 1934 politisch innerhalb der KPÖ in Graz aktiv wurde. „Sofort trat man an mich heran (da alle Kader saßen), als Pol.-Leiter für Mittelsteiermark eine Leitung zu bilden und die zerschlagenen Organisationen aufzubauen. Zu diesem Behufe schickte mir Gen. Turner den Gen. Bach (I-Name) als Org.-Leiter. Die anderen Funktionäre waren wie ich ehemalige SP-ler und frischgebackene Kommunisten. Ich stürzte mich in die Aufgabe und es gelang mir mit Mühe und Not und vielen Fehlern, die meiner Unerfahrenheit geschuldet sind, eine halbwegs funktionierende Organisation wieder aufzubauen, die ich damals, als wir im Sommer 1935 hochgingen, an zwei alte kom. Genossen übergab. Im Herbst reiste ich dann auf Wunsch der Partei nach Prag, wo ich in einigen Monaten mit Hilfe der Gen. Koplenig, Konrad, später Lauscher und Zucker-Schilling die Eierschalen abstreifte und wenigstens begann einzusehen und zu begreifen, was eigentlich ein Kommunist ist oder zumindest anstreben sollte zu sein.“ Damit war er – wie er weiter ausführte – „endlich zu Hause“, nachdem er bereits Anfang der 1920er Jahre mit seiner adeligen Herkunft gebrochen hatte.

Aus Albert von Leskoschek wurde Axl Leskoschek

Der am 3. September 1889 als Sohn eines späteren Generalmajors in Graz geborene Albert Edler von Leskoschek, wie sein richtiger Name lautete, studierte Rechtswissenschaften in Graz, übte aber nie einen juristischen Beruf aus, sondern entschied sich nach dem Ersten Weltkrieg, aus dem er schwer verwundet zurückkehrte, auf eine Justizkarriere zu verzichten und stattdessen Künstler zu werden.² So begann er 1919 an der Landeskunstschule Graz zu studieren.

Gleichzeitig engagierte er sich in der von ihm im Februar 1919 mitbegründeten Vereinigung *Freiland. Bund werktätiger Künstler und Kunstfreunde*,³ die sämtliche Kunstsparten umfasste und die das Grazer Publikum erstmals mit neuen Kunstauffassungen wie etwa dem Expressionismus konfrontierte. Er trat der Sozialdemokratischen Partei bei, und aus dem adeligen Albert von Leskoschek wurde der Linke Axl (Axel) Leskoschek. Der Schriftsteller Ulrich Becher fasste Leskoscheks Bruch mit der Familientradition nach dem Ersten Weltkrieg in einer biografischen Skizze in der in New York erscheinenden Zeitung *Austro American Tribune* 1945 so zusammen: „Er genas nach mehreren schweren Operationen und ging wieder an die Front. Doch begann er darüber nachzudenken, warum seine Freunde, fröhliche junge Burschen, einer um den andern fielen, und dass der Tod an ihm selbst nur um Zehntelmillimeter knapp vorbeigegangen war. Er wurde kein Pazifist. Nicht: Nie wieder Krieg! erkannte er als Leitspruch an, sondern: Krieg dem Kriege! Er wurde – seiner Kaste unfasslich – ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Österreichs. [...] Er war dem Bürgertum entfremdet. Verband mühsame Parteilarbeit mit künstlerischem Schaffen. [...] Der Generalssohn und feudale Soldat, der sich aufseiten des bedrückten, entrechteten Volks geschlagen hatte, das umwob ihn mit einer kleinen Legende.“⁴

1921 ging Leskoschek nach Wien, um an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt das Handwerk der Grafik zu erlernen. Er vermerkte dazu später: „Meine bewußte Tätigkeit als Künstler begann im ersten Kriegsjahr. Vor dem Krieg flüchtete ich mich in das Gegenstandslose. Nach dem Krieg erkannte ich, daß eine Fortsetzung dieser Flucht nur in eine Sackgasse führen könne, und versuchte, durch handwerkliche Technik dem auszuweichen. So kam ich zum Holzstich, den ich seither unablässig pflegte. Früh schon führte mein Weg über einige wenige Blätter zur Illustration; nichts Außergewöhnliches, da ich schon mit sechs Jahren ein Bücherfresser war. Das Buch ist mein ständiger Begleiter geblieben.“⁵ So illustrierte Leskoschek ab 1921 in Wien vor allem für den Rikola-Verlag

bzw. den Verlag der Wiener Graphischen Werkstätten Romane, Erzählungen sowie Märchenbücher.

Als 1923 in Graz die *Sezession* gegründet wurde, war Leskoschek eines der Gründungsmitglieder der wichtigsten steirischen Künstlervereinigung der Zwischenkriegszeit, die sich an den internationalen Kunsttendenzen orientierte und als Fenster zum Ausland wirkte. Mit Ölbildern, Aquarellen und Grafiken trat er innerhalb der *Sezession* von Beginn an in Erscheinung.

Während er einerseits für seine Grafiken ausgezeichnet wurde – er erhielt 1925 den Staatspreis für Grafik –, brachen andererseits ab 1926 die Illustrationsaufträge weg und er wirkte fortan – auf Vermittlung von Ernst Fischer – als Kulturredakteur des *Arbeiterwillen*, der Tageszeitung der Sozialdemokratischen Partei der Steiermark, wo er zudem eine politische Kolumne mit dem Titel „Gedrängte Wochenübersicht“ hatte. Daneben war er aber auch politisch tätig: Er gehörte der Landesleitung des Republikanischen Schutzbunds an, gestaltete für Umzüge der sozialdemokratischen Organisationen die Festwagen,⁶ sprach in Versammlungen und war zudem Leiter des Ende des Jahres 1927 gegründeten politischen Kabarets *Die rote Trommel*.⁷ Von 1929 bis 1931 arbeitete er als Bühnenbildner am Stadttheater in Augsburg, ehe er wieder zurück nach Graz ging, wo er unter anderem Gebrauchsgrafik wie Briefmarkenentwürfe, Plakate und Exlibris anfertigte.

In dem sich politisch radikalisierenden Klima in Österreich Anfang der 1930er Jahre mit Putschversuch, der Ausschaltung des Parlaments und schließlich den Februarkämpfen 1934 wurde Leskoschek aber auch wieder politisch aktiv. Er gestaltete Plakate für die Sozialdemokratische Partei, schloss sich der *Jungfront* an und kämpfte als Mitglied des Republikanischen Schutzbundes im Februar 1934 gegen die Faschisierung Österreichs. Die Folgen waren eine mehrmonatige Haft in Graz sowie den Anhaltelagern Wetzelsdorf bei Graz und Wöllersdorf und der Übertritt zur kommunistischen Partei, für die er in der Folge – wie er einleitend beschrieben hat – illegal tätig wurde.

Im Widerstand

Im Mai 1935 wurde Axl Leskoschek mit drei weiteren Kommunisten in der Rettenbachklamm in Maria Trost bei Graz von der Gendarmerie perlustriert, jedoch nicht festgenommen. Da er vermutete, dass ihn die Behörden bereits in Verdacht hatten, innerhalb der KPÖ aktiv zu sein, verließ Leskoschek Graz und tauchte zunächst in Prenning bei seiner Freundin Lily Feuerlöcher unter. Sophie Leifhelm, die Frau des steirischen Schriftstellers Hans Leifhelm, die 1936 gemeinsam mit Leskoschek wegen des „Verdacht des Verbrechens des Hochverrats“ angeklagt wurde, gab in einer Einvernahme an: „Zuerst begab sich Leskoschek nach Prenning bei Übelbach zur befreundeten Familie Feuerlöcher, dann auf eine Motorradtour nach Kärnten und von dort nach Tirol. Schließlich begab er sich nach Jugoslawien und hielt sich auf einem Gut eines Aristokraten in der Nähe von Warasdin auf. Im Oktober 1935 kehrte er nach Österreich zurück und hielt sich in Wien [...] auf. Während seiner Abwesenheit stand ich mit ihm in brieflichem Verkehr. In Wien besuchte ich ihn Ende Oktober. Bei dieser Gelegenheit sprach Leskoschek von der Möglichkeit, in die Tschechoslowakei zu gehen, um dort Verbindungen herzustellen, die seine Auswanderung nach Sowjetrußland ermöglichen sollten. Mitte November 1935 hat er seine Absicht verwirklicht und ist nach Prag abgereist.“⁸

Leskoschek ging nicht in die Sowjetunion, sondern im Februar 1936 als – wie er angab – „Massenmann zur Wiener Leitung des Schutzbundes“ zurück nach Wien. „Leider ging ich schon Mitte März hoch und wurde diesmal geschnappt.“ Die Polizei hatte in Erfahrung gebracht, dass er seit Anfang März unter dem falschen Namen „Johann Hanke“ in der Goldschmiedgasse in der Inneren Stadt wohnte. Gegen ihn wurde ein Strafverfahren wegen des Verbrechens des Hochverrats (kommunistische Betätigung) und des Betrugs (Grenzübertritt mit gefälschtem Pass) eingeleitet, wobei das Verfahren wegen Hochverrat im Zuge der Juli-Amnestie 1936 eingestellt wurde. Nicht von der Amnestie betroffen war allerdings der zweite Teil des Verfahrens, weshalb Leskoschek am 12. September 1936 wegen des Verbrechens des Betrugs, begangen durch die Benützung eines falschen Passes, zu drei Monaten Kerker sowie Aberkennung seines Dokortitels verurteilt wurde.⁹ Er wurde aber

danach nicht enthaftet, sondern kam ins Anhaltelager Wöllersdorf, wo er bis Oktober 1937 interniert war. Während der Inhaftierung in Wöllersdorf entstanden viele Aquarelle auf grobem Packpapier, die in allegorischer Form gestaltete kritische Stellungnahmen zur politischen Situation und zu den konfliktträchtigen Beziehungen der Häftlinge untereinander – in Wöllersdorf saßen neben Sozialdemokraten und Kommunisten auch viele Nationalsozialisten ein – waren.

Nachdem Leskoschek aus dem Anhaltelager Wöllersdorf freikam, kehrte er nach Graz zurück, wo er im von seinem Freund Herbert Eichholzer geplanten Haus – der Villa Leskoschek¹⁰ – in der Hilmteichstraße 24 im Wohnraum ein großformatiges Wandgemälde schuf und Hermenegilda (Herma) Albrecher am 15. November 1937 heiratete, die wenig später – am 3. Februar 1938 – ein Kind zur Welt brachte, mit dem sie in der Folge „ohne Gatten“, wie auf ihrem Meldezettel vermerkt wurde, in die Villa Leskoschek einzog. Die Scheinehe – Axl Leskoschek wohnte in Prenning im Haus Feuerlöcher¹¹ – wurde noch im selben Jahr geschieden. Zum Zeitpunkt der Scheidung Ende Dezember 1938 lebte Axl Leskoschek bereits seit neun Monaten in Zürich.

Exil in der Schweiz und Brasilien

In der kurzen Zeit bis zum Ende Österreichs im März 1938 wirkte Leskoschek in Graz gemeinsam mit Herbert Eichholzer und Franz Nemschak im Rahmen der *Sozialen Arbeitsgemeinschaft* (SAG) gegen den drohenden Anschluss an Nazi-Deutschland. Die SAG diente als legales Sammelbecken für die illegalen Sozialisten und Kommunisten, der vor allem vor der vom austrofaschistischen Kanzler Kurt Schuschnigg geplanten Abstimmung am 13. März 1938 Bedeutung zukam. Mittels Flugblätter verlangte sie „die Demokratisierung der Arbeiterorganisationen; Mitbestimmung der Arbeiterschaft in allen öffentlichen Körperschaften; eine mutige, unabhängige Arbeiterpresse; freie Entfaltung der Arbeiterjugend im österr. Jungvolk und die Rückgabe der Arbeiterjugendheime“.¹² Obwohl die Verhandlungen der Regierung mit Vertretern der illegalen Linken über eine Demokratisierung bis zum 11. März 1938 ergebnislos blieben, verabschiedete die SAG in der Steiermark anlässlich einer Vertrauensmännerkonferenz am 11. März eine Resolution, welche die Regierung aufforderte, „mit aller



Selbstbildnis von Axl Leskoschek (Holzschnitt, 1923)

Entschiedenheit für die Unabhängigkeit Österreichs und für den wahren Frieden einzutreten“.¹³ Zudem wurden die „Arbeiter und Angestellten“ dazu aufgerufen, bei der Abstimmung am 13. März mit „JA!“ für „ein freies, unabhängiges, soziales Österreich“ zu stimmen.¹⁴

Leskoschek wirkte – wie er festhielt – „in der Leitung der Abstimmungsorganisation im März 1938 [mit]. Nach Schuschniggs Abdankung begaben wir drei uns nach Wien, um uns mit der Partei in Verbindung zu setzen, was Gen. Eichholzer gelang. Wir erhielten die Weisung abzufahren und fuhren am 13. März über Italien in die Schweiz. Die beiden anderen fuhren nach Paris weiter, ich aber blieb in der Schweiz, da die Partei aus Paris mein Verbleiben in der Schweiz wünschte.“ Dort war er – wie Ulrich Becher 1945 in seinem Porträt über Leskoschek festhielt – im Rahmen der evangelischen Flüchtlingshilfe aktiv.¹⁵ Zudem wirkte er aber auch innerhalb der illegalen Organisation der KPÖ in der Schweiz mit¹⁶ und stellte den Kontakt zwischen dem Leiter der KPÖ in der Schweiz Anton Reisinger („Tondo“) und der Kurierin des Auslandsapparats der KPÖ Ines Victoria Maier her.¹⁷

Nach der Kapitulation Frankreichs verschärfte sich im Sommer 1940 die Lage der Exilierten in der Schweiz. Ulrich Becher fasste das Klima, das er auch in seinem teils an die Biografie von Axl Leskoschek angelehnten Schlüsselroman „Murmeljagd“ beschrieb,¹⁸ in seiner biografischen Skizze über Leskoschek so zusammen: „Nach dem Niederbruch Frankreichs sommers 1940 hielt es der mit einer Reichsdeutschen verehelichte

Berner Fremdenpolizeigewaltige [Heinrich] Rothmund für gegeben, der in Europa für die nächsten tausend Jahre etablierten Neuen Ordnung durch strenge Maßnahmen gegen die Emigranten zu schmeicheln. Man warf Leskoschek mit unzähligen Leidensgefährten wegen ‚Gefährdung der schweizer Neutralität‘ ins Gefängnis.“¹⁹ In der Folge wurde gegen Leskoschek wegen des Verstoßes gegen die Schweizer Bundesverfassung die Ausweisung verhängt.²⁰ Von der Abschiebung ins nationalsozialistische Deutschland bedroht, gelang ihm schließlich Ende November 1940 die Ausreise. Er schiffte sich am 23. Dezember 1940 in Lissabon ein und erreichte Rio de Janeiro am 7. Jänner 1941.²¹ Seine Zeit in der Schweiz fasste Leskoschek in einer polemischen „Biographie, wie ich sie mir vorstelle“ 1954 so zusammen: „Eine besondere Förderung meiner künstlerischen Entwicklung erfuhr ich durch die Schweiz, die mir jede künstlerische Betätigung verbot. Doch gab ich dadurch so und soviel Kiberern Brot, die mich ständig überwachten, und später bei Spaziergängen während meiner Haft begleiteten. Die Kiberer übrigens waren viel, viel netter als die oberen Behörden, deren Fürsorgeanstalten (mit Gittern und Kübel) ich durch meine Brasilienreise entging.“²²

Die politische Situation Brasiliens war bei Leskoscheks Ankunft geprägt durch die Diktatur Getúlio Vargas, der mit Mussolini sympathisierte. Ausländern war jedwede politische Betätigung ebenso verboten wie alle nicht-portugiesischsprachigen Zeitungen, sodass es für Exilorganisationen schwer war, im Land aktiv tätig zu werden. Nachdem Brasilien im Sommer 1942 auf der Seite der Alliierten in den Krieg gegen Deutschland eintrat, entspannte sich die Lage für die Exilierten etwas und 1943 konnte die *Notgemeinschaft deutscher Antifaschisten* und die *Notbücherei deutscher Antifaschisten* gegründet werden.²³ Von monarchistischen Kreisen wurde zudem Ende 1943 das *Comité de Proteção dos Interesses Austríacos no Brasil* (Komitee zum Schutz der österreichischen Angelegenheiten in Brasilien) gegründet. Leskoschek schloss sich der österreichischen Exilbewegung an, die – wie er festhielt – „von persönlichen Richtungskämpfen, die in der ordinärsten Weise geführt wurden, zerrissen war. Später jedoch arbeitete ich entscheidend im Komitee der republikanischen Österreicher, das sich an die Freie österreichische Weltbewegung [Free Austrian Move-

ment] anschloss und ein Manifest veröffentlichte, in dem nach vielen Diskussionen, auf meine Forderung hin, die Mitschuld aller Österreicher an der Nazibarbarei anerkannt wurde. [...] Diese Arbeit war aufreibend und undankbar, aber es war praktische Arbeit, die wir dringend benötigten.“ Nach den ersten Wahlen in Österreich 1945 wurde Leskoschek „in mehr oder weniger netter Weise“ aus dem Komitee geschmissen.

Leskoschek konnte in Brasilien künstlerisch rasch Fuß fassen, wie Ulrich Becher berichtete: „Jetzt ist Axel von Leskoschek in Rio, das er liebt, dem er dankbar ist, dessen glühende Bäume, dessen kaleidoskopisches Farbenspiel, dessen muschelfarbne Abende ihn berauschen. Er hat eine Kampfpause, in der der Künstler schaffen darf. Er ist Bild des Heiligen Handwerkers. Tritt man in seine Werkstatt auf dem Gloriahügel, sieht man ihn, die Stahlbrille auf die narbige Stirn gerückt, in Gebücktheit versunken an seinem Hölzchen kratzen, mutet er mittelalterlich an wie ein ‚redlicher Handwerker im Weinberge des Herrn‘. Er hat Anerkennung und Auskommen gefunden, alles, was ihm ein am lebendigen Leib verfaulendes Europa versagte. Candido Portinari, der erste Maler Brasiliens, ist sein Freund. Für die portugiesische Gesamtausgabe Dostojewskis, die das große Verlagshaus Olympio herausbringt, schuf er hunderte Holzschnitte.“²⁴

Zudem fertigte er 1941/42 für Ulrich Bechers „Brasilianischen Romanzero“ rund 60 Holzschnitte an und illustrierte 1942 das portugiesische Nationalepos „Os Lusíadas“ von Luís Vaz de Camões aus dem 16. Jahrhundert. Leskoschek illustrierte darüber hinaus aber auch Bücher von zeitgenössischen brasilianischen Autoren wie zum Beispiel die Romane „Dois Delos“ (Zwei Finger, 1946) von Graciliano Ramos oder „Una Luz Pequena“ (Ein kleines Licht, 1948) von Carlos Lacerda.

Als die Stiftung Getúlio Vargas 1946 eine Ausbildungsstätte für Grafik und Reklame einrichtete, wurde Leskoschek als Professor berufen. Der brasilianische Kulturwissenschaftler José M. Nestein, ehemaliger Leiter des *Brazilian-American Cultural Institute* in Washington, meinte, Brasilien habe Leskoschek „die Ausbildung einer ganzen Generation von Holzschnittkünstlern zu verdanken, die heute die Spitze der brasilianischen Graphik bilden. Diese haben selbst Schüler gehabt, und diese Schüler haben schon wieder Schüler gehabt, denen die Methodologie der Holzschneidekunst, die



Axl Leskoschek (1889–1976)

Leskoschek nach Brasilien brachte, weitergegeben wurde. Von seinen Schülern wird als bleibender Eindruck das Modell des Humanisten, des aufrechten Menschen und des ethischen Künstlers Axl genannt. Heute [1996] ist Leskoschek in Brasilien eine Legende, und er und die Tradition, die er mitbrachte, bleiben lebendig.“²⁵

Rückkehr nach Österreich

Ungeachtet der Anerkennung, die Axl Leskoschek in Brasilien genossen hatte, kehrte er Ende des Jahres 1948 mit seiner Frau Marussja nach Österreich zurück, wo er im Klima des Kalten Krieges nicht nur keine ihm in Aussicht gestellte Professur erhielt, sondern als Kommunist auch nicht wirklich willkommen war, was er später mit bitterer Ironie so kommentierte: „Dort, in Brasilien, wo auch damals Getúlio Vargas, aber noch als Diktator, regierte, ließ man mich im großen und ganzen in Ruhe, ja man gab mir sogar eine Professur. Dieses Ereignis wiederholte sich keineswegs nach meiner Rückkehr nach Österreich, obwohl der Rektor und die Professorenschaft einer hiesigen Hochschule meine Betrauung mit einer Lehrstelle beantragt hatten. Auf diese Weise blieben dem Staat 0,000.000,001 % Budget, hinausgeworfen für einen Unwürdigen, erspart. Nicht erspart blieb hingegen die stille Heiterkeit, als mich zu der ersten eigenen Ausstellung, die überhaupt in meinem Vaterland stattfand (gegen drei in Brasilien) vier Zeitungen totschierten.“²⁶

Leskoschek konnte nach seiner Rückkehr nach Österreich von seiner Tätig-

keit als Buchgrafiker und Illustrator nicht leben. So arbeitete er als Kunstkritiker für die kommunistische Tageszeitung *Volksstimme* und verschiedene andere Zeitungen und Zeitschriften im Umfeld der KPÖ, für die er auch Illustrationen und Karikaturen beisteuerte. Wie schon in der Zwischenkriegszeit illustrierte Leskoschek auch Bücher von österreichischen und deutschen Autoren wie F.C. Weiskopf, Peter Rosegger, E.T.A. Hoffmann oder Johann Nestroy sowie Bücher der Weltliteratur wie etwa „Die Elenden“ von Victor Hugo, „Tom Jones“ von Henry Fielding, „Bob Singleton, der Seeräuber“ von Daniel Defoe oder „Der Strand von Falesa“ von Louis Stevenson, die als Fortsetzungsromane in der *Volksstimme* erschienen.

Nach seiner Rückkehr nach Wien vollendete Axl Leskoschek auch seinen Odysseus-Zyklus, den er bereits 1939 in der Schweiz begonnen hatte und der 1960 als Mappe mit 20 Holzschnitten im Globus-Verlag der KPÖ erschien.²⁷ Diese seien – wie er selbst festhielt – „keine Illustrationen im engeren Sinn“, sondern „illustrierte Episoden aus meinem Leben; an die Odyssee lehnen sie nur an“.²⁸ In dieser Zeit entstand auch sein Kain-Zyklus, eine elf Blätter umfassende Grafikarbeit (1964),²⁹ die sich in Erinnerung an seinen von den Nationalsozialisten ermordeten Freund und Genossen Herbert Eichholzer sich mit der atomaren Bedrohung des Kalten Krieges auseinandersetzt.

Eine öffentliche Würdigung – den „Preis der Stadt Wien für Bildende Kunst“ – erfuhr Leskoschek erst 1968, nachdem er aus der KPÖ ausgetreten war. Wenig später, im Jahr 1974 würdigte die Albertina in Wien Leskoschek mit einer Ausstellung, über die Oskar Wiesflecker in der *Volksstimme* bemerkte: „Das Werk von Axl Leskoschek ist bisher vom bürgerlichen Kunstbetrieb und der [...] Kritik bewußt übergangen, ja totgeschwiegen worden. Es kennzeichnet die österreichische ‚Kulturpolitik‘, daß er erst zur Kenntnis genommen und einer Präsentation für würdig befunden wurde, als der Künstler in eine Konfliktsituation mit der Kommunistischen Partei geraten war.“³⁰ Axl Leskoschek starb am 12. Februar 1976 in Wien im 87. Lebensjahr.

Anmerkungen:

1/ Zentrales Parteiarchiv der KPÖ, Lebenslauf Axl Leskoschek (Dr. Albert Edler von Leskoschek), o.D. [1948]. Sofern nicht anders angegeben, stammen die folgenden Zitate aus diesem Lebenslauf.

2/ Allgemein zu Biografie und Werk von Axl Leskoschek: Günter Eisenhut: Axl Leskoschek 1889–1976. Graz 2012; Günter Eisenhut/Elisabeth Haas: Albert (Axl) Leskoschek, in: Günter Eisenhut/Peter Weibel (Hg.): *Moderne in dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948*. Graz 2001, S. 258–281; Ina Jun-Broda: *Der Illustrator Axl Leskoschek*, Dresden 1961.

3/ Steiermärkisches Landesarchiv, 206 F 55/1939 (Vereinsakt Freiland); Margit Fitz-Schafschetzky: *Künstlerische und ideologische Tendenzen in den steirischen Kunst- und Künstlervereinigungen der Zwischenkriegszeit und deren Beeinflussung durch gesellschaftliche und politische Veränderungen. Eine rezeptionsgeschichtliche Betrachtung*. Dissertation Universität Graz 1991, S. 53–70.

4/ Ulrich Becher: *Der Holzschnitzer Axel von Leskoschek*, in: *Austro-American Tribune*, April 1945, S. 9f.

5/ Zit. nach Erich Fitzbauer: Axl Leskoschek und seine Buchgraphik. Mit einer Bibliographie, einem Originalholzschnitt und 21 Originallinolschnitten zu zwei Romanen von Dostojewski, Wien 1979.

6/ *Arbeiterwille*, 3.9.1928.

7/ *Die rote Trommel*, in: *Arbeiterwille*, 28.3.1928.

8/ DÖW 31036/5431, Einvernahme von Sophie Leifhelm, 29.3.1936; Landesgericht für Strafsachen Graz, Vr 1109/36; Landesgericht für Strafsachen Wien, Vr 5431/36.

9/ DÖW 31036/5431, Landesgericht für Strafsachen Wien, Vr 5431/36.

10/ Heimo Halbrainer/Eva Klein/Antje Senarclens de Grancy: *Hilmteichstraße 24 – Haus Albrecher-Leskoschek von Herbert Eichholzer*. Graz 2016.

11/ Heimo Halbrainer (Hg.): *Die Prenninger – Ein Beitrag zur steirischen Kultur- und Widerstandsgeschichte*. Graz 2023.

12/ Steiermärkische Landesbibliothek, Flugblatt der Landesleitung der Sozialen Arbeitsgemeinschaft in der Vaterländischen Front Steiermark: *Die Arbeiter und der Nationalsozialismus*, [Februar 1938].

13/ *Österreichische Arbeiter-Zeitung*, 12.3.1938.

14/ Steiermärkische Landesbibliothek, Flugblatt der Landesleitung der Sozialen Arbeitsgemeinschaft in der Vaterländischen Front Steiermark: *Arbeiter und Angestellte!* [März 1938].

15/ Becher: Axel von Leskoschek, S. 9.

16/ Karl Schiffer: *Über die Brücke. Der Weg eines linken Sozialisten ins Schweizer Exil*. Wien 1988, S. 142.

17/ DÖW 19793/149, Urteil des Volksgerichtshofs gegen Anton Reisinger, 28.5.1943.

18/ Ulrich Becher: *Murmeljagd*. Frankfurt am Main 2009. Der Protagonist im Roman heißt Albert von Trebla, wobei der Name von rechts nach links gelesen Albert (Axl) ergibt.

19/ Becher: Axel von Leskoschek.

20/ Archiv der Neuen Galerie Graz, Eisenhut-

Sammlung, Brief der Schweizerischen Gesandtschaft in Österreich an Axl Leskoschek, 19.4.1950. Leskoschek suchte 1950 um eine Aufhebung der Ausweisung an, was aber abgelehnt wurde.

21/ Zu seiner Zeit in Brasilien siehe: Peter Peer (Hg.): Axl Leskoschek. Brasilien. Graz 2022; José M. Neistein: Ein österreichischer Künstler im Exil: Die brasilianischen Jahre des Axl von Leskoschek 1940–1948, in: *Mit der Ziehharmonika*. Zeitschrift der Theodor Kramer Gesellschaft, 13. Jg. (1996), Nr. 2, S. 19–22.

22/ Axl Leskoschek: Eine Biografie, wie ich mir sie vorstelle, in: *Der Abend*, 3.9.1954.

23/ Izabella Maria Furtado Kestler: Brasilien, in: Claus-Dieter Krohn u.a. (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945*. Darmstadt 1998, S. 183–192.

24/ Becher: Axel von Leskoschek, S. 10.

25/ Neistein: *Künstler im Exil*, S. 22.

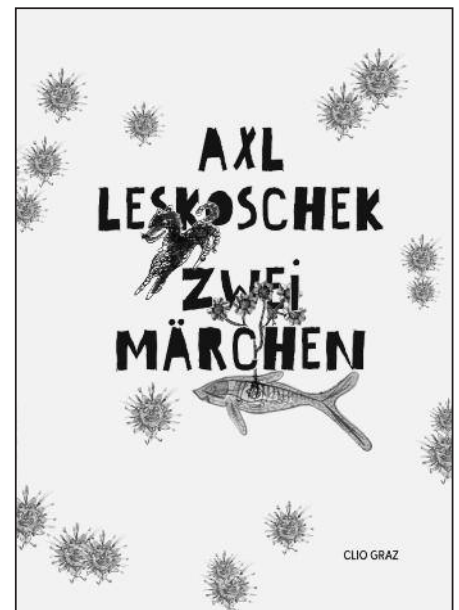
26/ Leskoschek: Biografie.

27/ Axl Leskoschek: *Odysseus. Ein Zyklus in 20 Holzschnitten*. Mit einem Geleitwort von Ernst Fischer. Wien 1960.

28/ Fitzbauer: Axl Leskoschek.

29/ Axl Leskoschek: *Kain-Zyklus*. Wien 1964.

30/ Oskar Wiesflecker: *Über die Retrospektive in der Albertina 1974*, in: *Volksstimme*, 14.2.1974.



Anlässlich des 50. Todestags von Axl Leskoschek gibt CLIO seine im brasilianischen Exil verfassten Bildergeschichten von der Orange Amarante und dem verirrtten Donnerhund heraus.

Axl Leskoschek: Zwei Märchen. Die Orange Amarante. Der verirrtte Donnerhund. Aus dem Portugiesischen von Michaela Wolf. Hg. u. mit einem Nachwort von Heimo Halbrainer. Graz: CLIO 2026, 80 S., 20 Euro

Bestellung: verlag@clio-graz.net oder im Buchhandel

„Euch rettet nur der Kommunismus“

Zur Bildsprache der KPÖ in der Zwischenkriegszeit

CHRISTIAN KASERER

Die Zwischenkriegszeit markiert eine Phase radikaler Umbrüche: sowjetischer Sozialismus im Osten, liberal-bürgerliche Demokratien im Westen Europas, revolutionäre Erhebungen allenthalben. Nicht nur gesellschaftlich, sondern auch künstlerisch ist diese Zeit durch einen stilistischen Eklektizismus, ein Neben- und Miteinander unterschiedlicher Zugänge und Richtungen geprägt. Expressionismus, Kubismus, Futurismus sind heute bekannte Schlagworte dieser Epoche. Eine Phase radikaler Neuverhandlungen visueller Ausdrucksformen also.

Diese künstlerischen Umwälzungen breiteten sich nicht nur in Film und Literatur aus, sondern beeinflussten auch die Bildsprache von Werbe- und Wahlplakaten. Am deutlichsten erkennbar ist diese Vermischung von Kunst und politischer Bildsprache im sowjetischen Agitprop, doch auch die Kommunistische Partei Deutschlands, die als Massenpartei starken Rückhalt im kulturellen Feld genoss, nahm klar erkennbare Anleihen aus den Strömungen dieser Zeit. Die Fotomontagen John Heartfields sind das eindrucksvollste Zeugnis dieser Symbiose.

Anders verhielt es sich im Nachbarland Österreich. Die KPÖ konnte sich auf keinen großen künstlerischen Rückhalt stützen und sich – bis zu ihrem Verbot im Jahr 1933 – nicht als Massenpartei etablieren. Trotz struktureller Schwäche und eingeschränkter Ressourcen entwickelte die Partei jedoch ein eigenes Repertoire an Bildstrategien – sei es in Flugblättern, Plakaten, Parteizeitungen und Publikationen. Dabei griff sie in ihrer visuellen Kultur punktuell auf internationale Stilmittel zurück, variierte ikonografische Motive und passte sie an lokale Kontexte an. Der folgende Beitrag widmet sich der Bildsprache und den ästhetischen Strategien der KPÖ anhand einer exemplarischen Auswahl von Bildquellen aus den Jahren 1918 bis 1933.

Von Jugendstil und Symbolismus zum Expressionismus

Obwohl die Bildsprache der KPÖ in der Zwischenkriegszeit verstärkt Anleihen nahm beim expressionistischen Formen- und Motivrepertoire, zeigen ver- einzelnte Druckwerke der frühesten Phase

der Jahre 1918 und 1919 eine deutliche Nähe zu Elementen von Jugendstil und Symbolismus. Eine Werbepostkarte aus dem Jahr 1919 beispielsweise erinnert in ihrer Ikonographie an diese genuin österreichische Strömung. Sie zeigt eine brennende Fackel als zentrales Motiv. Die schwingvolle Linienführung, besonders die Flammenformen, erzeugen eine nahezu organische Bewegung, typisch für den Jugendstil. Der ornamental gerahmte Aufbau mit Eckensternen erinnert stark an dekorative Plakate des Fin de Siècle. So gelesen ist die Fackel hier nicht nur das revolutionäre Symbol, sondern erinnert durch ihre gestalterische Umsetzung auch an die Darstellung von Lichtträgern, wie beispielsweise Prometheus in der symbolistischen Kunst um 1900. Elemente des Jugendstils und Symbolismus werden in dieser Werbepostkarte nicht nur produktiv rezipiert, sondern revolutionär umgedeutet und nutzbar gemacht.

Diese Orientierung an Jugendstil und Symbolismus ist in der KPÖ jedoch ein Unikum. In der Folge nämlich verließen sich die Gestalter der Partei zunehmend auf expressivere Mittel – weniger ornamental, dafür aggressiver, emotional aufgeladener. In der Phase zwischen 1920 und etwa 1927 lassen sich in der visuellen Kommunikation der KPÖ deutlich expressionistische Einflüsse erkennen. Die Bildsprache dieser Jahre ist nicht von der kühlen Funktionalität späterer Agitprop-Gestaltungen geprägt, sondern von übersteigter Emotionalität, ausdrucksstarker Formsprache und dramatischer Typografie

Besonders auffällig ist die – teils grotesk überhöhte – Körperlichkeit der dargestellten Figuren: Gebeugte, schreiende, marschierende oder in Fesseln liegende Menschen verkörpern den Klassenkampf. Hinzu tritt eine expressiv eingesetzte Farbpalette mit dominanten Kontrasten zwischen Rot, Schwarz, Gelb und Weiß sowie eine aggressive Linienführung, die Bewegung, Aufladung und Konfrontation erzeugt. Auch die Typografie folgt keiner neutralen Ordnung, sondern ist integraler Teil der Bild-dramaturgie: Schiefe Zeilen, handgezeichnete, zerbrechende Buchstaben schaffen eine Unmittelbarkeit, die sich deutlich von der Ästhetik des Jugendstils

aber auch von der zeitgenössischen Werbesprache absetzt.

Erkennbar wird diese Wendung hin zu einem wirkmächtigen Pathos anhand zweier Wahlplakate zur Nationalratswahl 1920. Die Wahlen vom 17. Oktober 1920 waren geprägt von einer politischen Trendwende. Reaktionäre Kräfte erstarkten in Österreich – die Sozialdemokratie verlor nahezu fünf Prozent und erlangte mit 36 Prozent der Stimmen den zweiten Platz hinter der Christlichsozialen Partei, die mit 41,8 Prozent in Führung lag. Zwei Jahre nach der Revolution war Österreich durch die Bundesregierung Mayr II, bestehend allein aus Christlichsozialer Partei und durch Unterstützung der Großdeutschen Partei, wieder fest in bürgerlicher Hand. Die KPÖ hatte zunächst die Wahlen boykottiert und stattdessen für eine vollendete proletarische Revolution getrommelt. Durch Intervention Lenins allerdings, dessen Sowjetrußland im selben Jahr den Bürgerkrieg für sich gewinnen konnte, entschloss man sich dazu, doch an den Nationalratswahlen zu partizipieren. Das Ergebnis – etwa 27.000 Wählerstimmen (0,89 Prozent) – als auch die Wahlstrategie der KPÖ sind Zeichen dieser inneren Zerrissenheit.¹

Im ersten hier analysierten Plakat („Wählet kommunistisch“) dominiert eine monumentale Arbeiterfigur, die mit rotem Banner und einer Fackel das bürgerliche Parlament nicht nur zertritt, sondern in Brand steckt – eine Szene von fast biblischer Wucht. Darin kommt die Ablehnung der frühen KPÖ für den bürgerlichen Parlamentarismus zum Ausdruck und es verwundert nicht, dass dieses Plakat, gerade in politisch und ökonomisch unruhigen Zeiten, durch die Staatsanwaltschaft als subversiv, ja aufrührerisch erkannt und somit beschlagnahmt wurde. Das zweite Plakat („Gedenket am 17. Oktober der Opfer des Weltproletariats“) nutzt eine ähnliche Strategie: Eine Masse lebloser Körper und eine rote Fahne liegen im Vordergrund am Boden, während über ihnen ein Lichtstrahl aus dem Himmel auf eine sich aus den Leichen erhebende rote Fahne trifft – eine Komposition, die religiöse Erlösungssymbolik in den Dienst der politischen Erzählung stellt. Auch



Rote Hilfe 1931

Die Arbeiterin 1929

Die Arbeiterin 1930

Wahlplakat 1930

Sowjetfreunde 1931

werden aber von der Frau und ihrer roten Fahne zurückgeschlagen. Die Frau steht in der Mitte des Bildes, zentrales Symbol des Widerstands. Ihre Körperhaltung, ihr Blick und ihre zentrale Stellung im Bildraum machen sie zur Sinnfigur des Proletariats, zur Frontlinie zwischen Kommunismus und Faschismus. Die Konfrontation ist eine geschlechtliche: hier die kämpfende Frau, dort die gewaltvollen Männer.

Auch die Ausgabe vom März 1930 zeigt eine einzelne Frau mit Kopftuch, die, breitbeinig und entschlossen, einen Hammer auf eine Menge miniaturisierter Männer richtet. Diese Männer – Zylinder tragend, aufgeregt gestikulierend, mit Karikaturgesichtern versehen – verkörpern Kapitalisten, Politiker sowie Kleriker. Die Frau steht über ihnen, körperlich überdimensioniert, ikonografisch überhöht. Dass es ausschließlich Männer sind, gegen die sie sich richtet, ist kein Zufall – es ist ein visuelles Statement: Die revolutionäre Frau der KPÖ ist nicht Komplizin, sondern Gegnerin einer patriarchal-kapitalistischen Ordnung.

Diese Darstellungen stehen in deutlichem Kontrast zu konservativen Frauenbildern der Zeit, in denen Frauen häufig als Hüterin der Familie, als Arbeiterin im Dienste des Kollektivs oder als Opfer männlicher Gewalt inszeniert wurden. Freilich existieren auch innerhalb der KPÖ entsprechende Frauenfiguren, doch ist festzuhalten, dass auch ein anderes, offensiveres Rollenbild propagiert werden sollte: das der radikalisierten, selbstbestimmten Frau als Trägerin und Kämpferin der Revolution.

Die Sowjetunion als Bildutopie

Kaum ein Motiv ist in der Bildsprache der KPÖ derart konstant vorhanden wie das der Sowjetunion. Die Sowjetunion erscheint in den Publikationen und Plakaten der KPÖ nicht als realer Staat, sondern als Projektionsfläche, als verheißungsvolle Utopie einer befreiten, ge-

rechten Gesellschaft. In dieser Visualisierung dominiert ein Motiv: der Aufbau. Die Sowjetunion ist nicht einfach da, sie wird gebaut – und mit ihr die Zukunft des Weltproletariats.

Ein Beispiel dafür bietet das bereits erwähnte Wahlplakat aus dem Jahr 1920 „Gedenket am 17. Oktober der Opfer des Weltproletariats“. Das Plakat inszeniert in geradezu eschatologischer Manier die Erlösung des darbenenden Proletariats durch den Sozialismus – der Weg dorthin ist nicht nur mit Leichen gesäumt, sondern auch durch Fabriken umfriedet. Diese Fabriken finden sich im Gros der Darstellungen zum bolschewistischen Russland. Deutlich wird das etwa im Wahlplakat „Wählt kommunistisch“ (1930), das die Errungenschaften der sowjetischen Planwirtschaft der wirtschaftlichen und sozialen Notlage in Österreich gegenüberstellt. Links: kapitalistische Produktion, stillstehende Fabriken, Militär. Rechts: arbeitende Fabriken, klar erkennbares Wachstum. Zwischen den beiden Blöcken ragen zwei mächtige Arbeiterfiguren empor, die Hammer und Sichel in den Himmel recken. Die Symbolik ist unmissverständlich: Nur der Kommunismus schafft Ordnung, Fortschritt und Rettung. Auch Publikationen der KPÖ zu den letzten freien Wiener Gemeinderatswahlen im Jahre 1932 zeichnen sich durch eine solche Bildsprache aus. Ein eigenes Druckwerk widmete sich in statistischen Vergleichen den Aufbauleistungen des Roten Wiens und des dunkelroten Moskaus.⁴

Ein weiteres Beispiel ist ein Plakat zur Fotoausstellung „Das Land des sozialistischen Aufbaus“ (1931). Auf rotem Papier gedruckt, kündigt es eine Ausstellung mit 500 Großaufnahmen zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Sowjetunion an. Die typografische Gestaltung ist sachlich, klar, funktional – ganz im Sinne der „Neuen Typografie“. Im Hintergrund jedoch sind schemenhaft Fabrikgebäude, Strom-

masten und Kräne zu erkennen – industrielle Ikonografie, die den Fortschrittsgedanken visuell auflädt.

Eigene visuelle Ansätze

Die visuelle Sprache der KPÖ in der Zwischenkriegszeit erweist sich als vielschichtiges Zeugnis politischer Kommunikation unter widrigen Bedingungen. Trotz begrenzter Ressourcen entwickelte die Partei ein eigenständiges Repertoire an Bildstrategien, das sich zwischen Anleihen aus Jugendstil, expressionistischer Aufladung und funktionaler Sachlichkeit der „Neuen Typografie“ bewegt. Thematisch spiegelt es zentrale Konfliktlinien – Klassenkampf, Antifaschismus, Sowjetbewunderung – ebenso wie geschlechterpolitische Narrative. Die Bildsprache der KPÖ ist kein bloßer Import sowjetischer Muster, sondern ein adaptiver, kontextsensibler Versuch, visuelle Überzeugungskraft auf Basis zeitgenössischer lokaler, wie internationaler Kunst, zugeschnitten auf lokale Bedürfnisse zu artikulieren.

Anmerkungen:

1/ Vgl. Hans Hautmann: Die Anfänge der Partei bis 1920, in: Historische Kommission beim Zentralkomitee der KPÖ (Hg.): Die Kommunistische Partei Österreichs. Beiträge zu ihrer Geschichte und Politik. Wien: Globus-Verlag 1987, S. 59f.

2/ Vgl. Manfred Mugrauer (Hg.): Partei in Bewegung. 100 Jahre KPÖ in Bildern. Wien: Globus-Verlag 2018, S. 60.

3/ Patrick Rössler: Mitteilungen in der eindringlichsten Form. Jan Tschichold, der Ring Neue Werbegestalter und die Neue Typographie, in: ders./Mirjam Brodbeck (Hg.): Revolutionäre der Typographie. Gesammelte Werbegrafik der 1920er und 1930er Jahre aus dem Netzwerk des Buch- und Schriftgestalters Jan Tschichold. Göttingen: Wallstein-Verlag 2022, S. 18ff.

4/ Vgl. Christian Kaserer: Feind von links. Die KPÖ in sozialdemokratischen Broschüren zu den Wiener Wahlen 1932, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 26. Jg. (2019), Nr. 4, S. 22–24.

Wahre Revolutionäre sterben nicht

Vor 100 Jahren wurde Fidel Castro geboren

ANDREAS PITTLER

„Revolution bedeutet, zutiefst überzeugt zu sein, dass auf der Welt keine Macht existiert, die die Kraft der Wahrheit und der Ideen aufhalten könnte.“¹ Als Fidel Castro diese Worte aussprach, da lag der Triumph der Barbudos („bärtige Revolutionäre“), jener Guerilleros, die 1956 begonnen hatten, die kubanische Diktatur mit der Waffe in der Hand zu bekämpfen, noch keine zehn Jahre zurück. Doch beinahe ebenso lang galt Castros Kuba den Vereinigten Staaten als der Erzfeind, den es um jeden Preis zu vernichten galt. Eine Maxime, an der sich in den letzten 60 Jahren erkennbar nichts geändert hat.

Doch wer weiß, ob Kuba je ein sozialistischer Staat geworden wäre, wenn die USA nicht von Anfang an darauf erpicht gewesen wären, Castro und seine Bewegung hinwegzufegen. Denn eines hatten Eisenhower und sein Nachfolger Kennedy rasch erkannt: Castro war nicht bereit, für die Amerikaner den willigen „Hurensohn“² zu machen, der gegen entsprechendes Trinkgeld ihre schmutzigen Geschäfte – wobei jene der US-amerikanischen Mafia einen nicht geringen Teil ausmachten – tolerierte. Dabei hatte Castro den Amerikanern anfänglich sogar noch Entschädigungen für ihre Unternehmungen angeboten. Diese basierten freilich auf den von den Amerikanern selbst angegebenen Profiten, die sie „steuerschonend“ überaus niedrig angesetzt hatten. Kein Wunder also, dass die Yankees alles daransetzten, den Status quo ante wieder herzustellen. Sie unternahmen zahlreiche Attentatsversuche, sabotierten die kubanische Wirtschaft, wo sie nur konnten, und griffen Kuba schließlich 1961 unter Kennedy sogar militärisch an. Ihre Niederlage in der Schweinebucht wurde nicht nur ein Menetekel für ihr späteres Scheitern in Vietnam, sie trug auch wesentlich dazu bei, Kuba endgültig an die sozialistische Staatengemeinschaft heranzuführen. Aus dem liberalen Demokraten Fidel Castro wurde nunmehr der revolutionäre Marxist: „Revolutionäres Bewusstsein muss entwickelt werden, und zwar im wesentlichen durch Überredung, Analyse und Erklärungen bzw. Erziehung, speziell durch die Partei, der das als eine Hauptaufgabe zukommt. Und es kann geför-

dert werden durch das Studium der Geschichte. [...] Einmal erreichte Fortschritte bei der Entwicklung von Bewusstsein sind irreversibel.“³

Der spätere Revolutionär Fidel Castro wird am 13. August 1926 als Sohn eines Gutsbesitzers und dessen Köchin geboren.⁴ Später wird sein jüngerer Bruder Raul Verwirrung stiften, indem er behauptet, eigentlich sei Fidel ein Jahr jünger, man habe nur deshalb 1926 in den Urkunden angegeben, um Fidel früher einschulen zu können. Doch Fidel – und nach ihm die kubanische Staatsführung – beharren auf dem Geburtsjahr 1926.

Zunächst deutet nichts darauf hin, dass Castro einstmals ein Rebell werden würde. Seine Familie gehört zur privilegierten Oberschicht, und dementsprechend behütet verläuft Castros Schulkarriere. Er absolviert das angesehene Jesuitenkolleg Belén,⁵ um sodann ab 1945 an der Universität Havanna Jus zu studieren. Zu diesem Zeitpunkt sei er noch ein „politischer Analphabet“ gewesen, erklärte Castro später, doch die Verhältnisse auf dem Campus überzeugen ihn bald davon, dass mit dem gesellschaftlichen System Kubas nicht alles zum Besten stand.

Konsequenterweise beginnt er, sich in die Studentenpolitik einzumischen, doch hat er dort als Unabhängiger keinerlei Chancen. Und also gescheitert, fängt Castro an, sich mit José Martí zu identifizieren, dem großen Revolutionär, der am Ende des 19. Jahrhunderts um Kubas Freiheit focht, und driftet, anfänglich noch im Lager fortschrittlicher Liberaler, kontinuierlich nach links. Zuvor allerdings steuert er noch den Hafen der Ehe an. Er heiratet im Oktober 1948 eine Kommilitonin, ein Jahr später kommt sein Sohn Fidelito zur Welt.

Doch für die Familie hat Castro nur wenig Zeit. Er schafft sich mit der *Acción Radical Ortodoxo* seine erste politische Hausmacht und engagiert sich für einen linksdemokratischen Präsidentschaftskandidaten. Dieser stirbt unter merkwürdigen Umständen, und im März 1952 schafft Fulgencio Batista, der in Castro bald seinen entschiedensten Gegner finden sollte, die Demokratie mittels eines Militärputsches ab.

Für Castro ist dies ein untrügliches Zeichen dafür, dass sich Diktatur und

Unterdrückung nicht mit dem Stimmzettel überwinden lassen: „Wenn Batista mit Gewalt die Macht an sich reißt, muss sie ihm mit Gewalt wieder genommen werden“,⁶ erklärt Fidel, nachdem die kubanische Justiz seine Klage gegen Batistas Putsch, einfach abgewiesen hat. Ohnmächtig muss er mitansehen, wie das Regime Batistas politische Gegner einfach verschwinden lässt, die Presse erst einschüchtert, dann auf Linie bringt und selbst die Gewerkschaften zerschlägt. Mit herkömmlichen Mitteln, so erkennt Castro, wird man des Tyrannen nicht Herr werden.

Konsequenterweise beginnt Castro daher, eine klandestine Organisation aufzubauen, deren Ziel es sein soll, dem Volk die Freiheit zurückzugeben. Es brauche die Gewalt der Waffen, um die verfassungsmäßige Ordnung wieder herzustellen. Der Angriff auf eine Kaserne soll das Signal zu einem Volksaufstand gegen Batista sein. Die Bewegung, die diesen Anstoß geben soll, ist auf etwa 1.200 Mitglieder angewachsen, knapp über 100 davon sollen beim Sturm auf die Moncada-Kaserne dabei sein. Castro hält am Morgen des 26. Juli 1953 vor dem kleinen Trupp eine feurige Rede: „In wenigen Stunden werdet ihr Sieger oder Geschlagene sein, doch ungeachtet des Ergebnisses wird diese Bewegung triumphieren.“⁷ Sollte man nämlich erfolgreich sein, wo würden die Ideale von José Martí umgehend Wirklichkeit, scheitere man aber, so würden neue Generationen aus dem kubanischen Volk antreten, die die Fahne der Bewegung aufnehmen und weiterkämpfen würden.

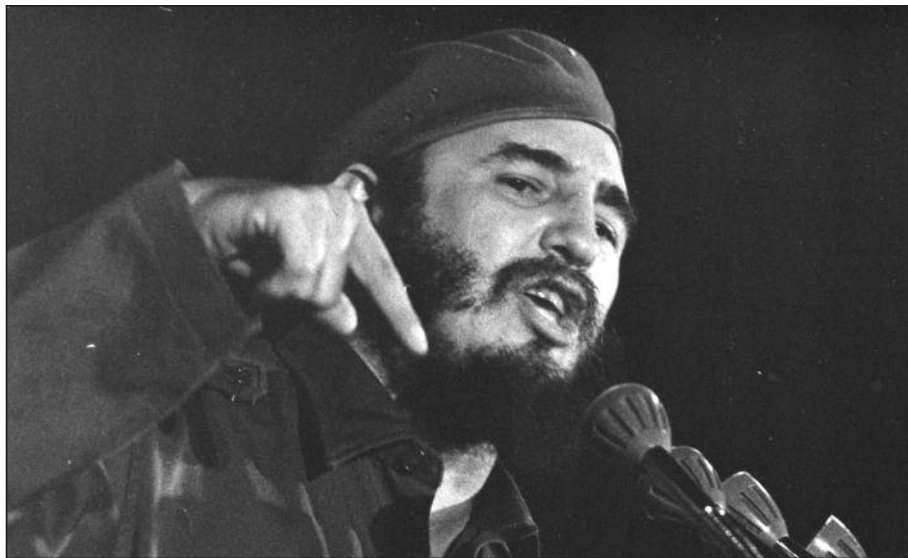
Das Unternehmen wird zum Fiasko. Die Hälfte der Aufständischen verirrt sich schon auf dem Weg zur Festung, ein anderer Teil verspätet sich schlicht. Die übrigen laufen in eine Patrouille und müssen sich ergeben. Was als Ausgangspunkt für die Befreiung des Volkes gedacht war, endet mit der Verhaftung der überlebenden Aufständischen. An denen Batista ein Exempel statuieren will. In einem eigens organisierten Schauprozess gedenkt der Diktator, Castro vorzuführen. Der aber dreht den Spieß um und nutzt die Gerichtsverhandlung zu einer wortmächtigen und geschichtsträchtigen Anklage gegen das System. „Meine Ka-

meraden sind weder tot noch vergessen. Sie sind heute lebendiger denn je, und ihre Mörder werden voller Entsetzen erleben, wie sich ihre siegreichen Ideen aus ihrem Geist erheben werden“,⁸ prognostiziert Castro, der am Ende seiner Ausführungen lakonisch meint: „Verurteilt mich, das hat nichts zu bedeuten. Die Geschichte wird mich freisprechen.“⁹

Da Batista das Gesicht wahren will, verurteilt das Gericht Castro zu 15 Jahren Haft, die er auf einer Gefängnisinsel absitzen soll. Doch der internationale Druck, Castro ziehen zu lassen, ist von Anfang an hoch. Selbst die Kirche interveniert für ihn. Nach zwei Jahren kommen die überlebenden Aufständischen im Zuge einer Amnestie frei, wobei ihnen bedeutet wird, ins Exil zu gehen, widrigenfalls sie einem Unfall zum Opfer fallen könnten. Und so findet sich Castro 1956 in Mexiko wieder, wo ihm sein Bruder Raúl einen Arzt aus Argentinien vorstellt: Ernesto Che Guevara. Die drei sind es auch, die mit Camilo Cienfuegos und Juan Almeida die Spitze einer neuen Bewegung, genannt „M 26-7“ (nach dem Tag des gescheiterten Sturms auf die Moncada-Kaserne) bilden, die an Bord eines Seelenverkäufers namens „Granma“ (Großmutter) nach Kuba übersetzen, um dort einen neuerlichen Versuch zu unternehmen, die Insel von Batista zu befreien.

III. 82 Mann legen am 25. November 1956 vom mexikanischen Hafen in einem Schiff ab, das für maximal 25 Personen zugelassen ist. Zusätzlich haben sie jede Menge Waffen an Bord, sodass die „Granma“ kaum manövrierfähig ist. Nicht wenig deutet darauf hin, dass dieses Unternehmen dasselbe Ende nimmt wie der Sturm auf die Moncada-Kaserne. Das Gros der Partisanen in spe wird seekrank, ein Motor fällt aus, und am 2. Dezember 1956 läuft die „Granma“ auf Grund. Einige Revolutionäre können nicht schwimmen, wieder andere verlieren wertvolle Ausrüstung. Batistas Armee erwartet die Aufständischen bereits und kann etliche Männer gefangen nehmen, kaum, dass diese kubanischen Boden betreten haben. Letztlich gelingt es nur 21 Kämpfern, sich in die Sierra Maestra durchzuschlagen. Kaum jemand traut diesem verlorenen Häuflein nennenswerten Widerstand zu. Kaum jemand außer Fidel Castro.

Tatsächlich sind die ersten Monate überaus frustrierend. Castros „Barbudos“ (die Partisanen haben sich geschworen, sich erst wieder zu rasieren, wenn sie gesiegt haben) befinden sich mehr in der Defensive als dass sie der Armee Batistas



gefährlich werden könnten. Doch sie erhalten mehr und mehr Zulauf aus den Dörfern und Städten Kubas. Die Truppe wächst und wird allmählich zum politischen Faktor, der auch international wahrgenommen wird. Mehrere Journalisten finden den Weg in Castros Camp und veröffentlichen aufsehenerregende Stories über die Freiheitskämpfer, bei welcher Gelegenheit die ersten ikonischen Fotos von Castro und Che entstehen.

Castro verfügt bald über eine kleine Armee, die er in mehrere Bataillone aufteilt. Neben ihm sind nun auch Guevara, Cienfuegos und Almeida Commandantes, und die Art, wie die Barbudos mit der Bevölkerung umgehen, macht sie rasch im ganzen Land populär. Guevara errichtet überall Feldspitäler und behandelt kostenlos Kranke, Fidel leitet mobile Schulen, und eine eigene Propaganda-Abteilung, konzentriert um die Rundfunk-Station „Radio Rebelde“ trägt die Ideen der Bewegung bis in den letzten Winkel der Insel.

Im Mai 1958 startet Batista einen letzten verzweifelten Versuch, der Rebellion Herr zu werden. Bei der Operation „Fin de Fidel“ schickt er 10.000 Mann mit schwerer Bewaffnung aus, die Macht der Barbudos zu brechen. Batista scheut sich nicht, das eigene Volk mit Kampfflugzeugen, Panzern und Schlachtschiffen zu bombardieren, womit er seinen allerletzten Kredit bei den Kubanern verspielt. Castro gelingt es, die gegnerischen Streitkräfte zu spalten, zu isolieren und getrennt zu schlagen. Mehr und mehr Soldaten Batistas desertieren oder laufen offen zu Castro über. Im Dezember 1958 nehmen Cienfuegos Santiago und Che Santa Clara ein. Nach einer gespenstischen Silvesterfeier flieht Batista im Morgengrauen des 1. Jänner 1959 ins Exil. Die Barbudos haben gewonnen.

IV. Eigentlich schwebt Castro, als er im Frühjahr 1959 die Regierungsverantwortung übernimmt, ein klassischer demokratischer Staat nach westlichem Vorbild vor. Doch die brüske Antipathie, die Kuba praktisch augenblicklich seitens der USA entgegen schlägt, lässt Castro seine Positionen mehr und mehr überdenken. Vor allem erkennt er in der Sowjetunion einen natürlichen Verbündeten, und so verwundert es nicht weiter, dass Castros Kuba schließlich dort landet, wo es die USA schon von 1959 an gesehen haben. Dieser Weg zeichnet sich spätestens seit Kennedys Invasionsversuch 1961 ab, auf den Castro anders als von vielen erwartet reagiert. Anstatt die gefangenen Konterrevolutionäre zu inhaftieren oder gar zu töten, konfrontiert er sie mit dem kubanischen Volk, das sie besiegt hat.¹⁰ Die Sowjetunion wiederum beantwortet die US-amerikanische Provokation mit der Entsendung von Raketen nach Kuba, knickt aber im Zuge der so genannten „Raketenkrise“ vor der Kennedy-Administration ein,¹¹ was für nachhaltige Verstimmung in Havanna sorgt.

Vor allem der grundsatztreue Flügel um Guevara kritisiert die sowjetische Haltung als sozial-imperialistisch und nähert sich in jenen Tagen Peking an, für das die Sowjetunion ebenfalls zu einem revisionistischen Gebilde geworden ist. Doch Guevara hält es ohnehin nicht länger in Staats- und Parteiämtern. Schon im Frühjahr 1965 begibt er sich nach Afrika, um schließlich nach Bolivien zu gehen, um dort eine neue Guerilla aufzubauen.¹² In der restlichen Führung obsiegt der Realismus. 1965 wird die Kommunistische Partei Kubas formell aus der Taufe gehoben, Castro sollte über vier Jahrzehnte ihr Generalsekretär bleiben. 1972 wird Kuba auch ganz offiziell Mit-

glied des *Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe* (RGW), Kuba ist damit ein Staat wie die DDR, die Tschechoslowakei oder eben die UdSSR selbst geworden. Castro rechtfertigt diese Entwicklung mit einem politischen Lernprozess, der aus naiven Demokraten wahre Marxisten gemacht habe: „Wir übernahmen die Macht mit zu wenig Erfahrung und wir schämen uns für unsere Ignoranz zu dieser Zeit.“¹³

In den folgenden Jahren spielt Kuba im wesentlichen die Rolle eines Satelliten. Im Tausch für die großzügige Abnahme kubanischer Güter und kostengünstige Lieferung von Energie und Industriewaren tritt Kuba auf der internationalen Bühne als treuer Verbündeter der Staaten des Warschauer Vertrags auf, was der Insel durchaus auch Kritik, etwa von Jugoslawien und von China, einbringt. Allerdings profiliert sich Kuba auch als uneigennütziger Helfer in der „Dritten Welt“. Ob in Äthiopien oder in Angola, ob auf Grenada oder in Nicaragua, überall ist Kuba mit Know-how und Personal zur Stelle, wenn es darum geht, einem Volk beim Aufbau eines selbstbestimmten Staatswesens unter die Arme zu greifen. Vor allem Kubas Ärzte sind rund um den Globus willkommen. Und im eigenen Land demonstriert die KP, wie man einem Volk vollkommen gratis Bildung, Pflege und Gesundheitsvorsorge verschaffen kann. In sämtlichen Eckdaten liegt Kuba weit vor den USA, was diese natürlich nur noch wütender macht. Kein US-Präsident, Jimmy Carter vielleicht ausgenommen, versäumt es, die Blockade gegen Kuba zu verschärfen und allfällige Kontakte zu westlichen Staaten zu unterbinden. Vor allem Reagan würde sehr gerne auf Kuba einmarschieren, doch solange Kuba enger Verbündeter der Sowjetunion ist, schreckt er vor einem solchen Schritt zurück.

Aber die Sowjetunion ist zu Beginn der 1980er Jahre am besten Wege in eine eigene Krise. Den USA gelingt es, die RGW-Staaten buchstäblich totzurüsten, sodass es der sozialistischen Wirtschaft mehr und mehr an Grundlegendem gebricht. Die Antwort, die Moskau darauf findet, lautet Anpassung an den Kapitalismus, was nicht nur in Havanna auf Unverständnis und Ablehnung stößt. Castro, der sich fast 15 Jahre lang überaus loyal gegenüber der Sowjetunion verhält, warnt frühzeitig vor den fatalen Folgen, die Gorbatschows Kurs der Perestroika zwangsläufig zeitigen werde: „Wir waren gegen eine Reihe von Reformen, die immer mehr marktwirtschaftliche Bezie-

hungen in den Schoss der sozialistischen Gesellschaft einführten“,¹⁴ denn diese würden, so Castro prophetisch, nur in der Restauration des Kapitalismus münden.

Bei aller Skepsis gegenüber Gorbatschows Reformen wurde wohl auch Castro von der Schnelligkeit, mit der die realsozialistischen Staaten implodierten, überrascht. Kuba stand praktisch über Nacht ohne Verbündete, vor allem aber ohne faire Handelspartner da. Und es gab wohl nur wenige Beobachter, die nicht davon ausgingen, dass Kuba wie die anderen sozialistischen Staaten á la Jugoslawien, Albanien oder Äthiopien ebenfalls untergehen würde. Das kubanische Volk freilich war anderer Meinung: „Es gibt keinen Ausweg, aber Fidel wird ihn finden“¹⁵ lautete die Losung.

V. Castro ist 1990 trotz seiner 64 Jahre wild entschlossen, die kubanische Revolution nicht sang- und klanglos untergehen zu lassen. Er ruft eine „Período Especial“ (Sonder-Periode) aus,¹⁶ in der Treibstoff und andere Energieträger streng rationiert werden. Ernten müssen wieder großteils von Hand eingefahren werden, statt öffentlicher Verkehrsmittel setzt man verstärkt auf das Fahrrad. Die Not macht erfinderisch. Die Kubaner setzen auf erneuerbare Energien und nutzen Sonnen- und Windkraft. Als zusätzlichen Anreiz gestattet die KP den Kubanern, Schweine zu halten und ihre Produkte auf privaten Bauernmärkten feilzubieten. Vor allem aber wird der Tourismus kräftig angekurbelt, der in der Tat nennenswerte Summen in die Staatskasse spült.

Schritt für Schritt kämpft sich Kuba aus seiner Krise. Castro selbst ist zwischenzeitlich unermüdlich auf der Suche nach neuen Verbündeten. Er geht dabei auf Westeuropa ebenso zu wie auf die lateinamerikanischen Staaten und hofft, so die Negativspirale stoppen zu können. Er tourt rund um den Globus, wo er Reden hält und für seine Ideen wirbt. Die dritte Welt, so betont er, müsse spätestens jetzt an einem Strang ziehen, wolle sie nicht vom westlichen Kapitalismus erwürgt werden,¹⁷ und leidenschaftlich fordert er die Abschaffung des IWF,¹⁸ dessen Methoden ganze Völker dem Hungertod preisgebe, nur um einzelne Spekulanten noch reicher zu machen. In der Tat ist in den 1990er Jahren der Kapitalismus derart entfesselt, dass sogar der Papst, der 1998 Kuba besucht, den Mächtigen die Leviten liest.

Castros Politik hat Erfolg. Durch Lateinamerika geht ein Linksruck. In Nicaragua kommen die Sandinisten wieder an die Macht, in Brasilien setzt sich

die Arbeiterpartei von Luiz Lula da Silva durch, in Bolivien gewinnen die Marxisten um Evo Morales, und in Venezuela kommt Hugo Chávez an der Macht, ein in die Wolle gefärbter Antiimperialist und Linker, der schnell zu Kubas wichtigstem Bündnispartner wird. Vor allem Venezuelas Ölreichtum kommt Kuba zu pass, dessen Wirtschaft sich nach zehn bitteren Jahren endlich wieder erholen kann. Umso entschlossener wirbt Castro für eine neue Wirtschaftsordnung, wie er sie bereits 1985 ausführlich skizziert hatte.¹⁹ Mit der neuen lateinamerikanischen Achse sind die Chancen, gegen den westlichen Imperialismus zu bestehen, gar nicht einmal so schlecht. Dies umso mehr, als auch Staaten wie China, Indien und das von der Apartheid befreite Südafrika erkennen, dass sie gemeinsam mit Russland an einem Strang ziehen müssen, um sich gegen die USA und ihr Anhängsel namens EU behaupten zu können. Kuba verfügt auf diesem Gebiet über ein geballtes Maß an Erfahrung und wird dementsprechend oft und gern konsultiert. Die Besuche von Nelson Mandela, Jiang Zemin, Wladimir Putin und immer wieder Hugo Chávez ermutigen auch im Westen progressive Kräfte, ihre Stimme für die kubanische Revolution zu erheben. Regelmäßig werden die USA von den Vereinten Nationen aufgefordert, endlich ihren kalten Krieg gegen Kuba zu beenden – mit stetig wachsender Mehrheit,²⁰ und tatsächlich treten die Yankees vorübergehend ein wenig leiser, wenn auch nur aus dem Grund, dass sie den Nahen und Mittleren Osten als neues Ziel ihrer Aggression erkoren haben.

Die Phase der vorübergehenden Entspannung kommt für Castro gerade recht. Er ist mittlerweile über 75 Jahre alt, und seine Gesundheit beginnt nachzulassen. Er kann nicht mehr wie früher stundenlange Reden halten, erleidet schon einmal den einen oder anderen Schwächeanfall und verletzt sich schließlich 2004 schwer, als er eine Stufe übersieht und der Länge nach auf den Steinboden prallt.²¹ Eine regelrecht zertrümmerte Kniescheibe (die er sich ohne Narkose operieren lässt) und ein gebrochener Arm sind die Folge. Vermutlich denkt Castro in jenem Jahr erstmals darüber nach, das Staffelholz weiterzureichen. In einer Grundsatzrede am 17. November 2005 kündigt er tatsächlich seinen allmählichen Rückzug an, zeigt sich aber gleichzeitig überzeugt davon, dass die Revolution nicht von anderen zerstört werden kann,²² wobei er allerdings konzidiert, dass immer noch niemand

wisse, wie der Sozialismus aufgebaut werden könne.²³

Im Sommer 2006 gibt Castro die Befugnisse des Staats- und Regierungschefs vorübergehend an seinen Bruder Raúl ab, der ihm schließlich in beiden Ämtern im Februar 2008 nachfolgt, während Fidel noch bis 2011 Erster Sekretär des Zentralkomitees der KP Kubas bleibt. Raúl stellt von Anfang an klar, dass er für Kontinuität steht: „Es geht um Kuba, aber auch um die Welt. Der Mensch ist es wert, gerettet zu werden. Kuba kann und muss seinen Beitrag in diesem Werk auf Tod oder Leben für die Menschheit gegen den ökonomischen Terrorismus und in Verteidigung der Humanität leisten. Wir sind uns dessen bewusst. Aber man muss daran ohne Unterlass arbeiten, um das zu erreichen.“²⁴

VI. Die Entscheidung, seinen Bruder, damals selbst bereits 77 Jahre alt, zum Nachfolger zu machen, stößt innerparteilich nicht nur auf Zustimmung. Vor allem zwei als Zukunftshoffnung gehandelte Jungpolitiker – Außenminister Felipe Pérez Roque und Vizepräsident Carlos Lage – halten mit ihrer Kritik nicht hinter dem Berg, was im März 2009 zu ihrer abrupten Ablöse führt.²⁵ Fidel gleicht zu diesem Zeitpunkt mehr und mehr Lenin, da ihn seine Gesundheit daran hindert, aktiv in das Geschehen einzugreifen. Und so nimmt Castro stattdessen die Feder in die Hand. Seine „Reflexionen“ genannten Kolumnen in der Parteipresse sollten zu seinem Vermächtnis werden, wenngleich er sich nach außen hin ungebrochen zuversichtlich gibt: „Wenn ich wirklich sterbe, wird es keiner glauben. Ich könnte damit umgehen wie der Cid Campeador, den sie noch als Toten auf dem Pferd mitnahmen und so ihre Schlachten gewannen.“²⁶

Mochte Castros Körper mehr und mehr von Beschwerden geplagt sein, der Geist des Revolutionärs bleibt hellwach. Fidel unterstützt den Kurs seines Bruders, spart aber nicht mit Kritik, wenn er das Gefühl hatte, die eine oder andere Reform schwäche die sozialistische Generallinie.²⁷ Viele seiner Beobachtungen erweisen sich dabei als ebenso weitsichtig wie aktuell. So registriert er den chinesischen Weg als eine Alternative zum westlichen Kapitalismus, warnt dabei aber vor zu viel Pragmatismus,²⁸ zudem plädiert er unermüdlich für einen breiten Zusammenschluss gegen den US-Imperialismus, der nach der Sowjetunion auch die Russische Föderation zerstören wolle, um sich endgültig die Alleinherrschaft auf dem Planeten zu sichern.²⁹



Fidel Castro am 1. Mai 1962 in Havanna

Bis zuletzt wirkt Castro als „einfacher Abgeordneter“ der Nationalversammlung und bewarb sich auch im Februar 2013 erneut um ein Mandat, das er auch mit größtmöglicher Zustimmung erhält. Im August 2016 bietet sein 90. Geburtstag mannigfache Gelegenheit für die Würdigung seiner Verdienste. Und Castro, der 2009 erklärt hatte, Barack Obama werde wohl der letzte US-Präsident sein, den er erlebe, muss noch den ersten Wahlsieg Donald Trumps zur Kenntnis nehmen, ehe er am 25. November 2016 in Havanna verstirbt. Sein enger Weggefährte Evo Morales erklärt in seinem Nachruf: „Das Ableben des Bruders Comandante Fidel ist sehr schmerzlich. Die beste Ehrung ist die Einheit der Völker, ist, niemals seinen Widerstand gegen das imperialistische Modell und gegen das kapitalistische Modell zu vergessen.“³⁰ China und Russland ehren ihn mit Denkmälern, und selbst seine politischen Gegner würdigen die politische Größe des Revolutionärs aus Biran. In seinen Reflexionen hatte Castro geschrieben: „Ein Leben ohne Ideen ist nichts wert. Es gibt keine größere Freude, als für diese Ideen zu kämpfen.“³¹ Denn wie José Martí, Castros großes Vorbild, schon sagte: „Die Träume von heute sind die Wirklichkeit von morgen.“³²

Anmerkungen:

- 1/ Volker Hermsdorf: Die kubanische Revolution. Köln 2015, S. 26.
- 2/ Waltraud Hagen/Peter Jacobs: Fidel Castro. Eine Chronik. Berlin 2006, S. 66.
- 3/ Ernst Fürntratt-Kloep: Unsere Herren seid ihr nicht. Köln 2000, S. 90.
- 4/ José de Villa/Jürgen Neubauer: Fidel Castro. Wien 2006, S. 11; Frank Niess: Fidel Castro. Reinbek 2008, S. 10.

- 5/ Volker Skierka: Fidel Castro. Berlin 2001, S. 26f.
- 6/ Ebd., S. 47.
- 7/ Leicester Coltman: Der wahre Fidel Castro. Zürich 2005, S. 119.
- 8/ Fidel Castro: Die Geschichte wird mich freisprechen. Berlin 2009, S. 74.
- 9/ Ebd., S. 100.
- 10/ Hans Magnus Enzensberger: Das Verhör von Habana. Berlin 1971, S. 24.
- 11/ Skierka: Castro, S. 188.
- 12/ Hagen/Jacobs: Castro, S. 111
- 13/ Susanne Gratius: Fidel Castro, München 2005, S. 58.
- 14/ Fidel Castro: Mein Leben. Aufgezeichnet von Ignacio Ramonet. Berlin 2009, S. 322.
- 15/ Bernd Wulffen: Kuba im Umbruch. Berlin 2008, S. 66.
- 16/ Hagen/Jacobs: Castro, S. 146.
- 17/ Fidel Castro: Capitalism in Crisis. Melbourne 2000, S. 287.
- 18/ Ebd., S. 288ff.
- 19/ Frei Betto: Nachtgespräche mit Fidel. Freiburg 1986, S. 285.
- 20/ George Galloway: Fidel Castro. London 2008, S. 350.
- 21/ Hagen/Jacobs: Castro, S. 181.
- 22/ Fidel Castro/Felipe Pérez Roque/Heinz Dieterich: Kuba nach Fidel. Kann die Revolution überleben? Berlin 2006, S. 11.
- 23/ Ebd., S. 48
- 24/ Raul Castro vor der Nationalversammlung am 24.2.2008, in: Heinz Langer: Mit Bedacht, aber ohne Pause, Berlin 2011, S. 84.
- 25/ Associated Press, 5.3.2009.
- 26/ Peter Jacobs: Wenn ich sterbe, wird es keiner glauben. Berlin 2006, S. 37.
- 27/ Fidel Castro: Reflexionen. Berlin 2008, S. 299ff.
- 28/ Ebd., S. 267–283.
- 29/ Granma, 27.8.2010.
- 30/ Granma. International issue, Nr. 12/2016.
- 31/ Castro: Reflexionen, S. 294
- 32/ Andreas Pittler: Fidel Castro, in: So weit, so gut. Ein Lesebuch. Klagenfurt 2004, S. 210.

Banalität des Bösen, Banalität des Guten?

Zur Lebensgeschichte von Antonia Stockinger (1905–1943)

MATTHIAS MARSCHIK

Über Hannah Arendts Begriff der „Banalität des Bösen“ wird seit über 60 Jahren intensiv und überaus kontroversiell diskutiert.¹ Sie entwickelte den Begriff auf der Basis ihrer Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus und vor allem der Beobachtung des Eichmann-Prozesses im Jerusalem des Jahres 1961. Ihre Kernaussage fokussiert auf die These, Unmenschlichkeit müsse nicht aus fanatischer Überzeugung entstehen, sondern sei häufig aus gedankenlosem Gehorsam oder bürokratischer Routine, aus Anpassung oder struktureller Verantwortungsdiffusion erklärbar.

Arendt wurde wohl nicht zu Unrecht nachgesagt, dass sie die brutale Dimension von Adolf Eichmanns Denken und Handeln bagatellisierte und sich von seinem biederem Auftreten habe täuschen lassen.² Andererseits sind Vorwürfe, Arendt spreche eine moralische Entlastung des gesamten NS-Systems aus, zweifellos überzogen, denn es ist evident, dass es Arendt gerade „nicht um Verharmlosung oder Banalisierung, sondern um eine Einschätzung der spezifischen Beschaffenheit des bürokratisch verwalteten Massenmords ging.“³

Zwar mag gegen die Beurteilung der Figur Eichmann und gegen die Begriffe des „Banalen“ und vor allem des „Bösen“ manches einzuwenden sein.⁴ Klar ist aber, dass seit den 1980er Jahren – im Zuge des Historikerstreits und (noch viel wesentlicher) des Historikerinnenstreits⁵ – deutlich wurde, dass die moralische Verantwortung für die Grausamkeiten des NS-Systems und den Holocaust nicht individualisiert, sondern nur im Kontext der Geschichte, Politik, Kultur und des intellektuellen Denkens Europas begreifbar ist.⁶ Ebenso ist es nötig, Alltagskulturen und eben „Banalitäten“ zu berücksichtigen, um das Grauen sowohl zu verstehen und auch ansatzweise zu erklären. So demonstrieren Studien wie etwa jene des US-amerikanischen Historikers Christopher R. Browning⁷ ebenso wie anno 2026 die täglichen Berichte aus dem Kriegsgebiet in der Ukraine (und Russlands) ebenso wie aus Gaza (und Israel), wie sehr „Normalitäten“ wesentlich sind zum Verständnis autoritärer Systeme. Das bedeutet keineswegs Verharmlosung, sondern im Gegenteil

den Versuch eines Nachvollzugs dessen, wie Unmenschlichkeit funktionierte und gleichzeitig, wie gegenwärtig die Barbarei ist bzw. sein kann.

„Nur aus dem Kontrast zwischen politischen und ideologischen Extremen des Nationalsozialismus einerseits und dessen Normalität, seiner Fortführung von Gewohntem andererseits, kann Verständnis entstehen. Nur die Gegenüberstellung von politischen Eingriffen und alltäglichen Kulturen kann die damalige Zeit auch heute noch nachvollziehbar erscheinen lassen. Nur die Überwindung der Divergenz von Indoktrinierung und Instrumentalisierung einerseits, der Aufrechterhaltung von Alltagskulturen andererseits lässt zumindest ahnen, warum viele Menschen vom NS-Regime begeistert waren, warum andere es mittrugen, tolerierten und akzeptierten und warum wieder andere dagegen bis hin zu offenem Widerstand opponierten.“⁸

Ich möchte das hier an einem ebenso „banalen“ (im Sinne Arendts) wie brutalen Beispiel zeigen, wie alltäglich das Böse – und auch das Gute – im Wien in den Jahren der NS-Diktatur war: Ich möchte an die Floridsdorferin Antonia (bzw. Antonie) Stockinger erinnern. Ihr Exempel demonstriert, wie „banal“ – im Sinne von alltäglich – selbst eine radikale Repression war. Aber zugleich lässt sich ableiten, dass sich auch Widerstand, so folgens schwer er letztlich meist war, sehr „banal“ gestalten konnte.

Franz Stockinger

Im Grunde wissen wir wenig über Antonie Stockinger, geborene Kriz, die bis zu ihrer Verhaftung 1942 in der Gartenstadt in Jedlesee (heute: Karl-Seitz-Hof), dem damals größten Gemeindebau in Floridsdorf, lebte. Doch sprechen wir zuvor kurz von Franz Stockinger, geb. am 3. September 1906, mit dem Antonie seit November 1927 verheiratet war, und der, ganz im Sinne der auch im „Roten Wien“ typischen Geschlechterrollen der 1930er Jahre, am Lebensplan und den politischen Aktivitäten seiner Frau sicher nicht unbeteiligt war. Im Sommer 1934 war als einziges Kind der Sohn Walter zur Welt gekommen. Franz Stockinger wohnte – vermutlich ab 1926 – im Lassalle-Hof im 2. Wiener Gemeinde-

bezirk. Wann er mit seiner Frau nach Floridsdorf übersiedelte, ist unklar. Er besuchte Volks- und Bürgerschule, danach eine dreijährige kaufmännische Schule. Sein erlernter Beruf war „Schreiber“, er arbeitete aber schon ab 1920 als Straßenbahner.⁹



Der Straßenbahner Franz Stockinger

Die KPÖ bestätigte 1947, dass Franz Stockinger 1934 im Rahmen des Republikanischen Schutzbundes an den Februarkämpfen teilgenommen hatte und deshalb vom 24. Februar bis 9. Mai wegen „Verdachts des Aufruhrs“ im Bezirkspolizeikommissariat Floridsdorf inhaftiert gewesen war.¹⁰ Bestätigt wurde weiters, dass Stockinger „seit dem Jahre 1934 in unserer Partei illegal für ein freies demokratisches Österreich kämpfte“. 1940 musste er zur Wehrmacht einrücken, wurde im September 1943 verhaftet, bis zum Mai 1944 im Wehrmachtsgefängnis Berlin-Tegel inhaftiert und danach dem Strafbataillon 500 an der „Ostfront“ zugeteilt.¹¹ Stockinger überlebte den Krieg.

Todesurteil wegen Hochverrat

Antonia Stockinger, so erfahren wir aus dem Urteil des Volksgerichts, das gleich noch genauer zur Sprache kommen wird, war die Tochter eines Maurergehilfen, erlernte das Gewerbe der Damenschneiderei und war in der Folge in verschiedenen Betrieben tätig, zuletzt als Kürschnerin. Nach der Heirat dürfte sie

allerdings keinem bezahlten Beruf mehr nachgegangen sein.¹² Als Jugendliche war sie Mitglied der Naturfreunde, ab dem Februar 1934 dürfte sie illegal für die Revolutionären Sozialisten tätig gewesen sein, aber sukzessive, so mutmaßt die Anklageschrift, „durch ihren Mann“ mit etlichen „kommunistischen Funktionären“ bekannt geworden sein. Ob sie selbst Mitglied der illegalen KPÖ wurde, bleibt im Volksgerichtsurteil unerwähnt, wird aber später in den Mitgliedsakten des KZ-Verbands eindeutig bejaht.¹³

Erhalten blieb das Urteil des Volksgerichtshofs vom 9. Dezember 1942 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“. Angeklagt waren neben Antonie Stockinger drei Floridsdorfer Straßenbahner, von denen Franz Xaver Haas und Richard Heckl zu acht bzw. fünf Jahren Zuchthaus, Antonia Stockinger und Mathias Wagner zum Tode verurteilt wurden. Stockinger war am 23. Jänner 1942 von der Gestapo festgenommen worden. Die Anklagepunkte gegen Stockinger waren – aus heutiger Sicht – mehr als „banal“: Ab März 1940 soll sie begonnen haben, kommunistische Funktionäre bzw. die Gattinnen inhaftierter KPÖ-Mitglieder in der Floridsdorfer Tonfabrik mit Geldbeträgen, die sie von einem anderen Funktionär ausgehändigt bekam, zu unterstützen. Dann soll sie „aus eigenem Antriebe“ begonnen haben, bei befreundeten Familien Unterstützungsbeiträge einzusammeln und weiterzugeben. Ab diesem Zeitpunkt soll sie auch als „Lit-Frau“ fungiert, also illegale Druckwerke der KPÖ übernommen und an die Straßenbahnremise in Floridsdorf übermittelt haben. Stockinger habe diese Taten in der Verhandlung zugegeben, jedoch eigenständige Geldsammlungen bestritten. Konkret soll sie ausgesagt haben, „sie habe sich nicht gedacht, daß ihre Betätigung ‚direkt kommunistisch‘ sei“, was auch als Schutzbehauptung zu interpretieren ist. Mit Kommunismus habe sie nichts zu tun. Im übrigen habe sie alles nur aus Mitleid getan, ohne sich viel dabei zu denken. Nur einmal, und nur aus Neugier habe sie eine Flugschrift gelesen, diese sei aber ‚verpatzt‘ (verdorben) und schlecht leserlich gewesen.“ Dass Stockinger wie alle anderen Angeklagten in der Verhandlung viele (sicherlich durch Repression und Folter erzielte) Aussagen aus der früheren Vernehmung abgeschwächt hätte, sei nach Befragung der polizeilichen Vernehmungsbeamten als „törichte Ausrede“ zu bewerten.¹⁴ Nach insgesamt 57 Wochen Haft im Wiener Landesgericht wurde



Gestapo-Foto der Schneiderin Antonia Stockinger (1905–1943)

Antonia Stockinger am 16. März 1943 durch das Fallbeil hingerichtet.

Gefängnisbriefe

Antonia Stockinger war auch in der Haft und vor Gericht „menschlich“ geblieben. Dies belegen nicht zuletzt einige von ihr geschriebene Briefe aus der Todeszelle, die erhalten geblieben sind. Auch unter Berücksichtigung der Zensur wird deutlich, dass sie vor allem von privaten Sorgen sprechen: „Wie gerne hätte ich die Erziehung des Kindes in die Hände genommen. Aber leider, du siehst, es kommt immer anders, als wie man sich’s denkt.“¹⁵ Im Abschiedsbrief vor ihrer Hinrichtung schrieb Stockinger an ihre Familie: „Ihr habt ja keine Ahnung, was das Seelische hier unten ausmacht. Es ist furchtbar, manches Mal glaubt man, man kann es überhaupt nicht aushalten, dann rafft man sich wieder zusammen und denkt sich, es muss gehen. Wir tun hier verschiedene Säcke kleben und wenn man arbeitet, so denkt man doch nicht so krass an das Furchtbare. Hoffentlich geht alles gut vorüber... [...] Und weine nicht, mein Liebling, schau, vielleicht darf Mutti doch noch zu dir nachhause kommen und es wird alles wieder gut. Hat Papa schon geschrieben? Nun, liebe Mutti, Walterle und Hans, seid mir alle recht herzlichst und vielmals begrüßt und geküsst von eurer Toni.“¹⁶

Nur selten zeigt sich in dieser Deutlichkeit und Grausamkeit, dass das Private politisch ist. Denn Stockingers humanes und „banales“ Handeln und Denken setzte sie auch in einer Zeit fort, wo sie wusste, dass das gefährlich, ja lebensbedrohlich sein konnte, weil sie sich damit außerhalb der eng gezogenen und radikal sanktionierten Grenzen der „Volksgemeinschaft“ engagierte. Mit ihrer Verhaftung geriet Stockinger in die Mühlen einer – alles andere als „banal“ formulierten – Strafgerichtsbarkeit und konkret des Tatbestandes der „Vorberei-

tung zum Hochverrat“, der unterschiedliche Praxen der Verfolgung vorsah. Nach einem Haftjahr im Landesgericht, ohne Zweifel mit Repression und Folter, wurde der Fall von Stockinger und ihrer Mitangeklagten dem Volksgerichtshof zugewiesen, der – im Gegensatz zum Oberlandesgericht – für strenge Strafen und zahlreiche Todesurteile sorgte.¹⁷ Die Causa landete beim 5. Senat des Wiener Volksgerichtshofs unter der Leitung von Johannes Heinrich Wilhelm Merten, der in zahlreichen politischen Prozessen drakonische Urteile fällte. Erst hier, in der Person des Richters Merten, der sogar die legistischen nationalsozialistischen Rahmenbedingungen überschritt oder zumindest ausreizte, stößt eine Generalisierung des Banalitäts-Konzeptes von Hannah Arendt an ihre Grenzen.

Antonia Stockinger war ohne Zweifel eine Widerstandskämpferin, aber nicht oder zumindest nicht primär wegen einer politischen Überzeugung. Vielmehr hat sie versucht, in einem unmenschlichen System menschlich zu bleiben, in ihrem unmittelbaren Umfeld von Familie, Freunden, Bekannten und Nachbarschaft zu helfen und zu unterstützen, letztlich ganz „Banales“ zu tun. Gerade deshalb ist es erfreulich, dass das neue Parteilokal der KPÖ Floridsdorf im Schlingenhof („Bei da Toni“) nach Antonia Stockinger benannt wurde und bald auch eine Verkehrsfläche im Bezirk ihren Namen tragen wird, was in unserer Zeit – hoffentlich – ganz banal ist.

Anmerkungen:

1/ Werner Renz: Ad Hannah Arendt. Eichmann in Jerusalem. Die Kontroverse um den Bericht „von der Banalität des Bösen“. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 2021.

2/ Bethânia Assy: Eichmann in Jerusalem, in: Wolfgang Heuer/Bernd Heiter/Stefanie Rosenmüller (Hg.): Arendt-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Heidelberg: J. B. Metzler 2022, S. 107–114.

3/ Elisabeth Gallas: Hannah Arendt und der Eichmann-Prozess. Eine doppelte Überschreibung, in: *zeitgeschichte online*, 1.11.2011, <https://zeitgeschichte-online.de/kommentar/hannah-arendt-und-der-eichmann-prozess> [22.5.2026].

4/ Peter Hayes: Was bleibt von der Banalität des Bösen, in: Thomas Köhler/Jürgen Matthäus/Thomas Pegelow Kaplan/Peter Römer (Hg.): *Polizei und Holocaust. Eine Generation nach Christopher Brownings Ordinary Men*. Paderborn: Schöningh 2023, S. 109–121.

5/ Johanna Gehmacher: Kein Historikerinnenstreit... Fragen einer frauen- und geschlechtergeschichtlichen Erforschung des Nationalsozialismus in Österreich, in: *Zeitgeschichte*, 22. Jg. (1995), Nr. 3/4, S. 109–123.

6/ Marc Lee Fellman: Grenzen der Verantwortung, in: Wolfgang Bialas/Lothar Fritze (Hg.): *Nationalsozialistische Ideologie und Ethik. Dokumentation einer Debatte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019 (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung, Bd. 65), S. 329–350.

7/ Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1993.

8/ Matthias Marschik: *Cultural Studies und Nationalsozialismus: Aspekte eines Geschichtsbildes*. Wien: Turia + Kant 2011, S. 8.

9/ Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) 20100/11875, Häftlingsverband, Eidesstattliche Erklärung und Sonderfragebogen von Franz Stockinger, 23.12.1948.

10/ DÖW 20000/S1392, Opferfürsorgeakt von Franz Stockinger, Schreiben des Landesgerichts für Strafsachen, Zl. 9 Vr 3338/34 v. 15.2.1935.

11/ Ebd., Bestätigung der Stadtleitung der KPÖ Wien über Franz Stockinger, 11.4.1947.

12/ DÖW 20100/11874, Häftlingsverband, Eidesstattliche Erklärung über Antonia Stockinger, 31.12.1946.

13/ Ebd., Häftlingsverband, Sonderfragebogen über Antonia Stockinger, 31.12.1946.

14/ DÖW 3613, Urteil des Volksgerichtshofs gegen Mathias Wagner, Antonia Stockinger, Franz Xaver Haas und Richard Heckl, 5 H 133/42 v. 9.12.1942.

15/ DÖW 21822, abgedruckt in: Lisl Ritz/Willi Weinert: „Mein Kopf wird euch auch nicht retten.“ Korrespondenzen österreichischer WiderstandskämpferInnen aus der Haft, 3. Band. Wien: Wiener Stern-Verlag 2016, S. 1660.

16/ Ebd., S. 1662.

17/ Wolfgang Form/Ursula Schwarz: Österreichische Opfer der NS-Justiz, in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): *Opferschicksale. Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus. 50 Jahre Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Jahrbuch 2013*. Wien 2013, S. 137–162, hier S. 140–142.

Wiener Gemeindebauten in Austrofaschismus und NS-Zeit

Mit dem Slogan „Licht, Luft und Sonne“ wurde das Wohnbauprogramm der Stadt Wien charakterisiert, das die sozialdemokratische Stadtverwaltung vor mehr als 100 Jahren in Angriff nahm. Bis dahin lebten ArbeiterInnen in großer Zahl in dunklen Zinshäusern mit Wohnungen, bestehend aus Zimmer, Küche und Kabinett, auf 30 Quadratmetern oder weniger, in denen es weder ein WC noch fließendes Wasser gab. Mehr als die Hälfte der Wohnungen wurden von drei bis zehn Personen bewohnt, zusätzliche UntermieterInnen und BettgeherInnen waren keine Seltenheit. Fehlende Frischluft, ein Mangel an Ruhe und unzureichende Hygiene waren das Resultat dieser beengten Wohnverhältnisse. Die sozialdemokratische Stadtregierung verfolgte den Grundsatz, die Wohnungsnot in Wien in möglichst kurzer Zeit durch den Bau vieler Einzelwohnungen zu erschwinglichen Preisen zu bannen und dabei die elementaren kulturellen, sozialen und hygienischen Anforderungen in optimal realisierbarer Weise zu erfüllen. Die Wiener Gemeindebauten wurden damit in der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts zum Vorzeigeprojekt der Wohnungs- und Sozialpolitik des „Roten Wien“. Nur wenige Jahre nach der Errichtung der Gemeindebauten, die eine bessere Zukunft für die darin wohnenden Menschen versprachen, zerstörten zwei aufeinanderfolgende Diktaturen die Hoffnung auf ein Leben in einem demokratischen Rechtsstaat nach den Schrecken des Ersten Weltkriegs, der Millionen ZivilistInnen und Soldaten das Leben gekostet hatte.

Unter dem Titel „Licht, Luft und Schatten“ hat das *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* im Jänner 2026 einen Sammelband vorgelegt, der eine Brücke von den Jahren der austrofaschistischen Diktatur, in denen der soziale Wohnbau zum Erliegen kam, bis zum Ende der NS-Herrschaft in Österreich schlägt. Der Band ist aus einem Forschungsprojekt hervorgegangen, das vom DÖW im Auftrag von Wiener Wohnen durchgeführt wurde. Mehrere DÖW-MitarbeiterInnen haben im Projektverlauf die Kündigungsakten aus dem Archiv von Wiener Wohnen (dem früheren Wohnungsamt der Stadt Wien) ausgewertet.

Ein Fokus des Projekts lag auf den Kämpfen im Februar 1934 in den Gemeindebauten. So behandelt der Beitrag von Michael Achenbach den Goethehof vor dem Hintergrund der dortigen Kämpfe im Februar 1934, wobei er quellenkritisch auf deren fotografische Überlieferung und die daraus resultierenden Narrative eingeht.

Peter Autengruber und Ursula Schwarz geben einen Überblick zur Geschichte des Gemeindebaus in Wien von den 1920er Jahren bis in die jüngere Vergangenheit herauf. In einem zweiten Text behandeln sie die Geschichte des 1916 gegründeten Wiener Wohnungsamtes in den verschiedenen politischen Systemen, von der Monarchie, der Ersten Republik, über die austrofaschistische und nationalsozialistische Diktatur bis zur Zweiten Republik. Gestützt auf Personalakten aus dem Wiener Stadt- und Landesarchiv analysieren sie die Zusammensetzung und Kontinuität der Beamtschaft über die politischen Brüche hinweg.

Verfolgung jüdischer MieterInnen

Inhaltlicher Schwerpunkt des Bandes sind Widerstand und Verfolgung in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an NS-Deutschland im März 1938 gingen die Gemeindebauten – mit der gesamten Stadtverwaltung – in Besitz und Verwaltung der Nationalsozialisten über. Antisemitismus war für viele jüdische MieterInnen schon in den Jahren davor spürbar gewesen. Unmittelbar nach dem „Anschluss“ setzten die systematische Entrechtung, Beraubung und Verfolgung mit einer unvorstellbaren Brutalität ein. Die Kündigungswelle jüdischer GemeindebaubewohnerInnen ab dem Sommer 1938 stellte eine der ersten behördlich organisierten nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen dar. Jüdische Geschäfte und Lokale in den Gemeindebauten wurden „arisiert“, Arztpraxen zwangsweise übernommen oder geschlossen, HausmeisterInnen verloren ihre Stelle. Parteidiensstellen, Hitler-Jugend und andere nationalsozialistische Institutionen bezogen die Wohn- und Lokalflächen, die geräumten Wohnungen wurden Parteileuten und NS-SympathisantInnen zugesprochen.

Rudolf Müller widmet sich Fragen des Mieterschutzes, der – was auf den ersten Blick überraschen mag – für Gemeindewohnungen nicht galt. Die Kündigungsbeschränkungen des Mietengesetzes aus dem Jahr 1922 bezogen sich nur auf Bauten, die vor 1917 errichtet worden waren, weshalb das Gesetz nicht auf die erst ab den 1920er Jahren errichteten Gemeindebauten angewendet werden konnte. Müller ordnet die Vertreibung jüdischer MieterInnen aus ihren Gemeindewohnungen und danach aus allen anderen Wohnungen in den Plan der nationalsozialistischen Machthaber ein, der letztendlich nichts weniger als die Auslöschung der gesamten jüdischen Bevölkerung zum Ziel hatte.

Die Infrastruktur in den Wiener Gemeindebauten der Zwischenkriegszeit war sehr vielfältig. Zahlreiche Geschäfte, Lokale und Dienstleistungsbetriebe versorgten die BewohnerInnen mit Gütern des täglichen Lebens. Jutta Fuchshuber recherchierte mehrere dieser Gassenlokale, die im Besitz von Jüdinnen und Juden waren und nach dem „Anschluss“ Österreichs enteignet und „arisiert“ wurden.

Eine wesentliche Datengrundlage der Recherchen zu den einzelnen Beiträgen und Fallstudien lieferten die aus verschiedenen Forschungsprojekten resultierenden Datenbanken des DÖW. Wolfgang Schellenbacher stellt die namentliche Erfassung der verfolgten und im Zuge des Holocaust ermordeten BewohnerInnen der Gemeindebauten vor und reflektiert anhand ausgewählter Ego-Dokumente Erinnerungen von Delogierten an ihre Verfolgung. Konkret konnten im Zuge des DÖW-Projekts 3.601 Jüdinnen und Juden ermittelt werden, die 1938/39 aus den Wiener Gemeindebauten delogiert wurden. 1.094 von ihnen fielen der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zum Opfer.

Widerstand im Gemeindebau

Aber nicht nur jüdische MieterInnen wurden delogiert, verfolgt, vertrieben und ermordet. Auch GemeindebaubewohnerInnen, die Widerstand in seiner ganzen Bandbreite leisteten, gerieten in die Mühlen der nationalsozialistischen Verfolgungsmaschinerie. Sie wurden verhaftet, in Konzentrationslager eingewiesen oder durch die NS-Unrechtsjustiz verfolgt, zu Zuchthausstrafen verurteilt oder zum Tode verurteilt und im Wiener Straßlandesgericht hingerichtet.

Mehrere Beiträge zeichnen anhand von ausgewählten Gemeindebauten das

Schicksal der dort lebenden Menschen nach, die als Juden und Jüdinnen gekündigt und verfolgt bzw. aufgrund ihres widerständigen Verhaltens Opfer polizeilichen Terrors und juristischen Unrechts wurden. Im Zentrum des Beitrags von Claudia Kuretsidis-Haider stehen die Schicksale der jüdischen und widerständigen BewohnerInnen des Karl-Marx-Hofs rund um den Februar 1934 und zur Zeit des Nationalsozialismus. Im Fokus stehen die Lebensgeschichten der Menschen sowie die namentliche Erfassung der während der NS-Zeit ermordeten und zu Tode gekommenen Männer, Frauen und Kinder. Auf Grundlage ihrer Recherchen wurde erst vor wenigen Wochen eine Gedenktafel am Karl-Marx-Hof in Döbling mit den Namen der vertriebenen und ermordeten jüdischen BewohnerInnen enthüllt.

Die Wohnhausanlage „Rasenstadt“ (Johann-Mithlinger-Siedlung) im 10. Bezirk (Favoriten) war ein Ort des Widerstands gegen den Austrofaschismus und das NS-Regime. So befinden sich auf einer bereits im August 1945 am Gemeindebau angebrachten Gedenktafel die Namen von 13 hingerichteten kommunistischen Widerstandskämpfern, u.a. von Johann Mithlinger, nach dem die Wohnhausanlage nach der Befreiung benannt wurde. Manfred Mugrauer schreibt in seiner Mikrostudie über jene BewohnerInnen der Rasenstadt, die 1934 an den Februarkämpfen beteiligt waren, 1938/39 aus rassistischen Gründen gekündigt oder in der NS-Zeit aufgrund ihres politisch motivierten Widerstands verfolgt wurden.

Während tausende Jüdinnen und Juden aus den Wiener Gemeindebauten delogiert und viele von ihnen deportiert und ermordet wurden, gelang es einigen wenigen mit Hilfe mutiger Personen, im Untergrund versteckt die NS-Herrschaft zu überleben. Das Schicksal dieser im Gemeindebau versteckten „U-Boote“ zeichnet Brigitte Ungar-Klein in ihrem Beitrag nach. Ungar-Klein war bereits 1996 gemeinsam mit Herbert Exenberger und Johann Koss an einer Studie über die Kündigung jüdischer MieterInnen in den Jahren 1938/39 beteiligt.

Der Sandeleitenhof in Ottakring war zu Kriegsende 1945 ein wichtiger Ort des antifaschistischen Widerstands. AktivistInnen des Kommunistischen Jugendverbands (KJV Wien 44) um Heini Klein entwaffneten in den letzten Kriegstagen im April 1945 Wehrmachtssoldaten und Volkssturmmangehörige, um eine kampflose Übergabe der Wohnhausanlage und

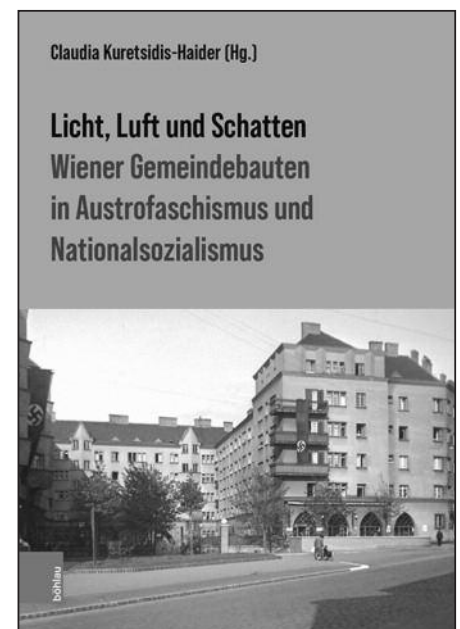
des Bezirks an die vom Wienerwald heranrückende sowjetische Befreiungsarmee zu ermöglichen. Winfried R. Garscha zeigt auf, wie mit dieser einzigartigen Aktion weitere Opfer in den letzten Kriegstagen im Westen von Wien verhindert werden konnten. In den Tagen unmittelbar nach der Befreiung stabilisierte die KJV-Gruppe die Sicherheitsverhältnisse im Bezirk und legte einen ersten Grundstein zum Wiederaufbau der zivilen Verwaltung.

40 Biografien von verfolgten und widerständigen GemeindebaubewohnerInnen (darunter etwa die WiderstandskämpferInnen Anna Aschenbrenner, Leopold Brtna, Franz Mager, Josef Meisel, Bruno Sokoll, Valentin Strecha, Alois Urach und Walter Winterberg) runden den Sammelband ab. Der Band steht allen InteressentInnen auf der Website des Verlags kostenlos zum Download zur Verfügung.

CLAUDIA KURETSIDIS-HAIDER

Claudia Kuretsidis-Haider (Hg.): Licht, Luft und Schatten. Wiener Gemeindebauten in Austrofaschismus und Nationalsozialismus. Wien: Böhlau 2026, 456 S., 55 Euro

Open Access: <https://www.vr-elibrary.de/doi/pdf/10.7767/9783205223139>



Buchpräsentationen mit den DÖW-HistorikerInnen Claudia Kuretsidis-Haider und Manfred Mugrauer:

Dienstag, **11. August 2026**, 19.30 Uhr
Werk! im Goethehof
 Schüttaustraße 1-39/6/R02, 1220 Wien

Sonntag, **20. September 2026**, 11.00
Lhotzkys Literaturbuffet
 Rotensterngasse 2, 1020 Wien

Egon Erwin Kisch in Spanien

Don Kischote – die ironische Eigenbezeichnung Kischs in Spanien verwendete der Mitherausgeber dieser Neuerscheinung, der an der Universidad de Alcalá Madrid lehrende Georg Pichler, für den Titel seines informativen Nachworts. Bei der Präsentation des Buches mit Kischs spanischen Schriften im Grazer Museum für Geschichte waren sich Veranstalter und Herausgeber nicht ganz einig: Ist der Prager deutschsprachige Autor Egon Erwin Kisch (1885–1948) heute so gut wie vergessen oder ist er in

Gründer und langjährigen Herausgeber Henri Nannen benannten Preis aufging. Ob den Preisträger des Jahres 2025 noch jemand kennt?

Es ist jedenfalls ein bemerkenswertes Verdienst der Wiener *Edition Atelier*, nach dem erstmals in Buchform publizierten Roman „Telefónica“ von Ilsa Barea-Kulcsar nun ein weiteres Werk mit Bezug zum Spanischen Bürgerkrieg herauszugeben (auch die eben im selben Verlag publizierten Erinnerungen der Psychoanalytikerin Marie Langer streifen diesen). Ich halte das nicht zuletzt deshalb für wichtig, weil heutzutage alles Mögliche als „Kampf gegen rechts“ ausgegeben wird, was sich mit Blick auf den Kampf der Spanischen Republik gegen den tatsächlichen Faschismus teilweise als ziemlich seltsam und fragwürdig erweist. Zudem reiten Legionen von antikomunistischen KritikerInnen seit Jahrzehnten auf Fehlern und einer in mancher Hinsicht problematischen Politik der damaligen Kommu-

britanniens] tat in der gemeinsten, feigsten und heuchlerischsten Weise alles, um Spanien an Franco und die Nazis auszuliefern. Warum? Die Antwort ist einfach – weil sie pro-faschistisch war.“

Wer heute für die Möglichkeiten der Durchsetzung faschistischer Regimes ausschließlich national agierende Parteien und Hetzer verantwortlich macht oder als nur von diesen drohend behauptet, übersieht in der Regel, dass dazu – je kleiner das Land, desto eher – auch geopolitische Bedingungen erforderlich sind. Wer diese ignoriert, läuft Gefahr, sich auf politischen Nebenschauplätzen aufzureiben und faschistischen Entwicklungen erst recht Vorschub zu leisten. Hinzu kommt, dass man gerade mit Blick auf Spanien nicht um das Horkheimer-Wort herumkommt, dass wer vom Kapitalismus nicht reden wolle, auch vom Faschismus schweigen solle. Gerade das zeigte sich in dem damals ökonomisch rückständigen Spanien, das mit seinem republikanischen Programm eine soziale und geopolitische Gefahr sowohl für die damaligen faschistischen Hauptmächte Deutschland und Italien darstellte als auch für das imperiale kapitalistische Großbritannien. Weshalb dieses den faschistischen Mächten die „Drecksarbeit“ überließ.

Es waren deshalb vorzugsweise SozialistInnen, AnarchistInnen und KommunistInnen, die die Spanische Republik gegen die faschistischen Putschisten und ihre internationalen Kumpane unterstützten, auf staatlicher Ebene hauptsächlich die sozialistische Sowjetunion (was immer man von einzelnen Seiten ihrer damaligen Innen- oder Außenpolitik halten mochte). Und spätestens ab 1934/35 war es auf internationaler Ebene insbesondere die von der Kommunistischen Internationale vertretene Volksfrontpolitik, die den faschistischen Entwicklungen in verschiedenen Ländern einen Riegel vorzuschieben versuchte. Von einer antifaschistischen bürgerlichen Politik zu sprechen war faktisch unmöglich. Bürgerliche Politik arrangierte sich mit den Faschisten oder war gegen sie wehrlos. Die Beiträge im nun erschienenen Buch über Kisch in Spanien machen das auf vielfältige Weise anschaulich. „Nach Österreich war es das zweite Land, das einer rechtsautoritären Machtergreifung Widerstand entgegensetzte“, so Mitherausgeber Georg Pichler.



Egon Erwin Kisch (links) mit dem Arbeitersänger Ernst Busch in Spanien, 1937

der literarisch-politischen Szene doch noch einigermaßen präsent? Ich neige der ersten Meinung zu. In der Zwischenkriegszeit bzw. der Weimarer Republik war er der meistgelesene und als „der rasende Reporter“ berühmteste journalistisch-literarisch-politische Berichterstatter weit über die deutschsprachigen Grenzen hinaus, übersetzt in eine Reihe von Sprachen. In der DDR wurden bis zum Ende des Staates neben seinem in zehn Bänden (samt zusätzlichen Teilbänden) verlegten Gesamtwerk auch diverse Einzelausgaben publiziert. Noch vor vier Jahrzehnten sorgte die hauptsächlich von Kisch vor dem Ersten Weltkrieg aufgedeckte Spionageaffäre des Oberst Redl durch einen monumentalen Film (mit Klaus Maria Brandauer) für eine breite Aufmerksamkeit weit über die literarisch und politisch Interessierten hinaus; und der in den 1970er Jahren von der Illustrierten *Stern* gestiftete Journalistenpreis trug den Namen Kischs, bevor er in dem nach dem *Stern*-

nistInnen ob in Spanien selbst oder der von außen unterstützenden herum, die sie als Ursachen der Niederlage der Republik festzumachen meinen, manche durchaus auch im guten Glauben. Häufig nennen sie dann auch noch George Orwell als Kronzeugen und verweisen auf sein Buch „Mein Katalonien“.

Aber es war eben dieser Orwell, der mit einigem Abstand zum Bürgerkrieg mitten im Zweiten Weltkrieg erklärte: „1936 war jedem klar, dass eine englische Unterstützung der republikanischen Regierung in Form von Waffenlieferungen für ein paar Millionen Pfund zu einem Zusammenbruch Francos und zu einer durchgreifenden Änderung der deutschen Strategie geführt hätte. Der Ausgang des Spanischen Krieges wurde in London, Paris, Rom und Berlin entschieden – jedenfalls nicht in Spanien. [...] Die immer wieder angeführte Uneinigkeit im Lager der Regierung war nicht die eigentliche Ursache der Niederlage. [...] Aber die herrschende Klasse [Groß-



Egon Erwin Kisch (re.) mit dem Interbrigadisten Max Bair in Benicàssim, Herbst 1937

Die ursprüngliche Absicht von Kisch war es wohl, seine Reise in das Spanien des Bürgerkriegs in ein Buch münden zu lassen wie die Reisen in unzählige Länder oder gar Kontinente in den Jahren davor. Georg Pichler zitiert im Nachwort einen Brief des KPD-Funktionärs Walter Ulbricht vom Jänner 1937 an KP-Funktionäre in Spanien, in dem dieser Kischs Ankunft ankündigt und um dessen Unterstützung ersucht; beabsichtigt seien „fortlaufende Berichte“ und letztlich „ein Buch, das weniger die Fragen der Front behandelt als die Fragen des Inhalts der Politik der demokratischen Republik“, letzteres wohl auch Kischs Absicht, wie sich herausstellen sollte. Aber ein Buch entstand nicht. Erst 1961 gab Gisela Kisch, seine Witwe, unter dem Titel „Unter Spaniens Himmel“ in der DDR ein schmales Bändchen mit einigen Spanien-Texten ihres Mannes heraus.

Das nun erschienene Werk stellt die umfassendste Sammlung von Kischs spanischen Reportagen und Texten dar. Es hat darüber hinaus den Vorzug, sich nicht auf die in Publikationsabsicht geschriebenen Arbeiten zu beschränken, sondern die Herausgeber nahmen auch Briefe Kischs, vor allem an seine Prager Freundin Jarmila Haasová, ebenso in die Sammlung auf wie Zeitungsberichte oder Interviews über Kischs Auftreten auf Seiten der Internationalen Brigaden. Darüber hinaus werden die Texte eingebettet in Stellungnahmen und zeitgenössische Hymnen über Kischs Rolle oder Beiträge von Autorenkollegen und Mitkämpfern in Spanien von Theodor Balk, Willi Bredel, Ilse Wolff oder Alfred

Kantorowicz bis zu Pablo Neruda, wodurch ein eindruckliches und plastisches Bild über Kischs Tätigkeit entsteht, das in dieser Vielschichtigkeit erstmals vor den Augen der LeserInnen sichtbar wird.

Worüber nun schrieb Kisch in Spanien? Genau genommen war seine schriftstellerische Ausbeute vergleichsweise gering. Schon zu Beginn hieß es in einem Brief an Jarmila Haasová: „Zu schreiben hätte ich so viel, daß ich – o dialektischer Gegensatz – gar nichts schreiben kann. So viel Eindrücke, so viel Menschen, daß das Gehirn zu bersten droht.“ Wenig später schrieb er an Jarmila: „Spanien, Spanien, Spanien, das ist die Devise der denkenden Menschheit.“ Insgesamt sechs literarische Reportagen sind im Buch versammelt, darunter die berühmteste und wohl auch berührendste über den Tiroler Bauern Max Bair, der seine Kühe verkauft hatte, um sich mit drei Freunden die Reise über Paris nach Spanien finanzieren zu können: „Die drei Kühe“. Ergänzt wird die Geschichte durch eine kurze Erzählung Max Bairs und eine Korrespondenz zwischen dem Autor und Bair.

Ebenso berührend wie typisch für Kischs Meisterschaft der literarischen Reportage erscheint mir sein Bericht über den zum Schutz der Kunstwerke ausgeräumten Prado oder jener unter dem Titel „Soldaten am Meeresstrand“, in dem es um die Behandlung der verletzten republikanischen Kämpfer im ursprünglichen Nobelbadeort Benicàssim in dortigen verlassenen Villen geht, die zum Krankenhaus umfunktioniert worden waren. Dabei hebt er die auch an an-

deren Stellen von ihm bewunderte und tatsächlich bewundernswerte solidarische Zusammenarbeit einer tatsächlichen Internationale hervor. So zum Beispiel: „Sieh dorthin: Auf der niederen Ufermauer sitzen drei Verwundete, alle drei aus der gleichen Stadt. Der eine ist ein Chinese und las daheim nur sein chinesisches geschriebenes, chinesisches gedrucktes Blatt, der andere ein Jude, der in San Francisco teils jiddische, teils russische Zeitungen las, der dritte ein Armenier, der Zeit seines Lebens nie eine andere Schrifttype las als die armenische. Sie versuchen gemeinsam den Heeresbericht zu entziffern, der auf spanisch in jenem vor achtundvierzig Jahren gegründeten Heald de Castellón abgedruckt ist“, der auch „von Engländern und Polen, Kubanern und Deutschen, Franzosen, Balten, Ungarn, Jugoslawen, Italienern, Skandinavien, Rumänen, Türken und dem Polarfuchsjäger aus Alaska“ gekauft wird. Pichler bezeichnet Kischs Schreiben als „affirmative Literatur, Werkzeug im Kampf gegen den Faschismus, wobei das gelegentliche Anstreifen an den Grenzen zur Propaganda sicher nicht unbeabsichtigt war“.

Kischs Einblicke in dieses Krankenhaus und das Sanitätswesen hinter der Front verdankte er auch seinem Bruder Friedrich (Bedřich), der Anfang August 1937 als Arzt nach Spanien gekommen war und schließlich im Krankenhaus in Benicàssim arbeitete. Eine Studie über die Ärztinnen, Ärzte und anderes medizinisches Personal im Spanischen Bürgerkrieg fehlt meines Wissens, samt ihrem weiteren Lebensweg, der im Falle von Friedrich Kisch wie des Wiener Fritz Jensen in ein weiteres Kampfgebiet führte, nämlich den chinesischen Befreiungskampf gegen Japan.

Zuletzt ist nicht nur die umfangreiche Ausstattung des Buches mit weithin unbekannten Fotos und Zeitungs- bzw. Zeitschriften-Ausschnitten hervorzuheben, sondern auch der großartigen Recherchearbeit der beiden Herausgeber Georg Pichler und Joachim Gatterer Respekt zu zollen, die auch auf Nebengeleisen Informationen bereitstellt, die das Verständnis der Texte sowohl von Kisch als auch all der anderen zitierten Autorinnen und Autoren erleichtern und befördern.

KARL WIMMLER

Egon Erwin Kisch. Der rasende Reporter im Spanischen Bürgerkrieg, hg. von Georg Pichler und Joachim Gatterer. Wien: Edition Atelier 2026, 308 S., 28,95 Euro

Die Alfred Klahr Gesellschaft trauert um Alfred Noll (1960–2026)

Alfred Nolls homerisches Lachen wird fehlen. Erst auf seiner Beerdigung bekam das Gefühl einen Namen, das meine Beziehung zu ihm bestimmte. Wenn Alfred donnernd lachte und seine Augen blitzten, eröffnete sich meist ein Abenteuer. Mit Alfred besprach man keine feigen Gedanken, die an der Stütze des Gewissen und Gewussten hängen, sondern rang um ein neuerliches Verständnis der Welt. Der Tod von Alfred J. Noll hinterlässt viele Lücken – persönliche, intellektuelle, politische. Wir trauern um unser Vorstandsmitglied und unseren Freund.

Alfred J. Noll wurde am 30. Jänner 1960 in Salzburg geboren, wo er sich schon als Schüler im Werkschulheim politisch betätigte. Während seines Jus-Studiums an der Universität Salzburg war er im Kommunistischen Studentenverband (KSV) aktiv. Nach dem Studium arbeitete er in Wien als Anwalt und konzentrierte sich auf Medien- und Verfassungsrecht und Menschenrechte. An der Universität für Bodenkultur lehrte er als Universitätsprofessor Öffentliches Recht.

Seine Leidenschaft für die marxistische Philosophie prägte sein Schaffen. Der Marxismus war ihm verinnerlichte Methode. Gerade deshalb befasste er sich mit den früh-bürgerlichen Philosophen und Staatstheoretikern wie John Locke (2016), Thomas Hobbes (2019) und Immanuel Kant (2024) – auch um darin die Selbstverklärung der bürgerlichen Gesellschaft herauszustellen. Anders als in der vulgär-bürgerlichen Verabsolutierung des egoistischen Kampfes Mensch gegen Mensch stellte Alfred etwa das spezifische Interesse in Hobbes Staatstheorie heraus. „Der innergesellschaftliche Interessenkampf ist nicht bloße Naturbestimmung und bloß von ‚bestialischer‘ Gestalt.“ Hobbes bestimmte das vom Staat verregelte Interesse gleichzeitig als Rationalität und damit dem Potenzial nach als Autonomie. Alfred Noll erinnerte damit daran, dass in den

Anfängen der bürgerlichen Ideologie noch eine Widersprüchlichkeit enthalten war, die darum wusste, dass des Beste der Menschheit noch bevorstehen konnte – ein Erbe, dass später der Marxismus angetreten hat. Ein Mög-

spendete. Darüber hinaus wirkte Alfred Noll an der Herausgabe wissenschaftlicher Periodika mit. Zwischen 2023 und 2025 gab er drei Essaybände seines Freundes Michael Scharang heraus, dessen 85. Geburtstag er Anfang dieses Jahres in der *Volksstimme* würdigte. Von 2017 bis 2019 war Noll Abgeordneter zum Österreichischen Nationalrat für die *Liste Jetzt*.

Ab 2022 gehörte Noll dem Vorstand der Alfred Klahr Gesellschaft an, an dessen Sitzungen er regelmäßig und ideenreich teilnahm. Er war Autor zahlreicher Beiträge, die in unserem Mitteilungsblatt erschienen, etwa über den 150. Geburtstag von Lenin oder über die Dissertation von Alfred Klahr aus dem Jahr 1928, deren Veröffentlichung er anregte. Wenige Tage vor seinem Tod war Noll noch als Referent bei der Generalver-

sammlung der AKG über die Geschichte der Grundrechte angekündigt. Damit war Alfred Noll für die AKG ein wertvoller Wegbegleiter, dem wir viele Beiträge und Anregungen verdanken. Sein plötzlicher Tod lässt uns erschüttert zurück.

Man hat nicht zu oft das Glück, Menschen zu finden, denen man sich als Ratnehmer anvertrauen kann. Alfred Noll war ein kluger Ratgeber und unterstützender Freund. Ich habe versucht, seine Großzügigkeit nicht auszunützen, mich in wichtigen Fragen aber gerne seiner Einschätzung versichert – gerade weil sie immer offen und unverblümt war, nie die Ehrlichkeit zugunsten vermeintlicher Kränkung geopfert hat, aber stets auf einem herzlichen Wohlwollen aufbaute. Ein seltenes Gut, von dem auch noch etwas bleibt, nachdem ich es verloren habe. Alfreds Lachen, das ist etwas, woran man sich erinnern kann, wenn Kapitalismus und Krieg wieder einmal unüberwindlich scheinen. In seinem Lachen klingt das epische Abenteuer, unter diesen Verhältnis Mensch zu werden. Ruhe in Frieden, Alfred!

TOBIAS SCHWEIGER



© Parlamentsdirektion

lichkeitssinn, der der heutigen Gesellschaft weitgehend abhanden gekommen ist. Umso mehr machte sich Noll zum gesellschaftlich engagierten Anwalt dieser Möglichkeit.

Alfred Noll befasste sich stets mit Fragen der Sicherung und Ausgestaltung der Demokratie und trat engagiert gegen antidemokratische und autoritäre Tendenzen auf. Im Umfeld der KPÖ war u.a. Autor eines Sonderhefts der Zeitschrift *Fortschrittliche Wissenschaft* über „Neutralität. Staatsvertrag. EG-Beitritt“ (1989) sowie Mitherausgeber einer Aufsatzsammlung von Eduard Rabofsky (1991) und einer Gedächtnisschrift für den kommunistischen Arbeitsrechtsexperten (1996). Bis zu deren Auflösung war Noll Mitglied der *Österreichischen Vereinigung demokratischer Juristen*, für die er mehrere Schriften herausgab.

Unüberschaubar ist die Anzahl seiner wissenschaftlichen Publikationen, etwa zur Bundesverfassung (1997) und zur österreichischen Unabhängigkeitserklärung (2010). 2016 erhielt er für sein publizistisches Werk den Staatspreis für Kulturpublizistik, dessen Preisgeld er der Zeitung *Augustin*

Maria do Mar Castro Varela/Natascha Khakpour/Jan Niggemann: Hegemonie bilden. Pädagogische Anschlüsse an Antonio Gramsci. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2023, 320 S., 26,90 Euro

Der italienische kommunistische Philosoph Antonio Gramsci feierte in den vergangenen Jahren eine zweite Renaissance, eine zweite Neuentdeckung seiner Werke. Nicht nur wird er als (Vor-)Denker eines dritten Wegs zwischen US-Kapitalismus und orthodoxem Sowjet-Kommunismus betrachtet, sondern auch als scharfsinniger Kultur- und Gesellschaftstheoretiker, welcher sich mit Literatur, Opern, Volkssagen, Kunst und vielem mehr beschäftigte. Zeit wurde es also, auch das pädagogische Potenzial Gramscis auszuwerten.

Der 2023 erschienene Band „Hegemonie bilden. Pädagogische Anschlüsse an Antonio Gramsci“ bemüht sich darum, den bisweilen eher vernachlässigten pädagogischen Ideen Gramscis, insbesondere niedergeschrieben in seinen Gefängnisheften, Rechnung zu tragen. Entstanden ist eine Sammlung von Texten mannigfaltiger Bandbreite: Bildung als antikoloniales Projekt, Bildung als Grundlage eines neuen Gesellschaftsvertrags, Bildung der Massen, sozialistische Zeitschriften und Bildung des Proletariats, Schule als Schauplatz um Hegemonie und noch diverse weitere Zugänge, die aufzuzählen wären.

Tatsächlich bietet der Band eine fundierte Grundlage, um sich mit den Ansätzen zu Pädagogik, Erziehung und Bildung der Gramscianer umfangreich auseinanderzusetzen zu können. Die Beitragenden sind darum bemüht, aktuelle Erkenntnisse aus Politikwissenschaft, Soziologie und Pädagogik mit den Gedanken des italienischen Denkers zu synthetisieren. Sie weisen damit klar über Gramsci hinaus, verdeutlichen jedoch dabei zugleich dessen Originalität. Als ein Beispiel seien die Beiträge zur Bildung der proletarischen Massen genannt. Diese Texte gehen von Gramscis zeitgenössischem Kontext aus und zeichnen seine Überlegungen nach, wie mit Periodika, mit ArbeiterInnenbildungsvereinen und so fort eine Klasse für sich herausgebildet werden und die bürgerliche Hegemonie sukzessive von innen heraus vielleicht gebrochen, jedenfalls subvertiert und überwunden werden könnte. Solche Überlegungen sind Grundierung dafür, sich mit aktuellen gesellschaftlichen Phänomenen auseinanderzusetzen und die theoretische Frage zu stellen, wie

in einer stratifikatorisch so diffizil ausdifferenzierten Gesellschaft wie der unsrigen Antonio Gramscis Überlegungen erneut produktiv fruchtbar gemacht werden können.

Kontextualisierung, Aktualisierung und hohe Theoriedichte sind gewiss die primären Stärken des vorliegenden Buches. Hier jedoch liegt auch bereits der Kern des Problems dieses Bandes: Theoretische Überlegungen finden sich darin zuhauf, Beispiele aus der Praxis jedoch nur vereinzelt. Ein Defizit, wie es sich quer durch die ganze Pädagogik hin feststellen lässt: Theoretische Konzepte sind, wenn überhaupt, in Kleingruppen erprobt, und allzu oft bestehen sie den Alltagstest etwa einer Brennpunktschule nicht.

So verhält es sich auch mit den Artikeln dieses Sammelbands, wenn sie darum bemüht sind, sich etwa mit den Möglichkeiten in der Schule auseinanderzusetzen. Zwar wird die Schule als eine Art Katalysator hegemonialer Bestrebungen der herrschenden Klasse erkannt – was sich allerdings im Schulalltag dagegen machen lässt, wie damit umzugehen ist, wird größtenteils ausgeklammert. Man stelle sich also ein Lehrwerk für angehende PädagogInnen vor, das zwar die Größe des Klassenzimmers, seine Architektur und die Anzahl von Sesseln und Tischen et cetera nennt, jedoch kein Wort über die Kinder verliert. Zwar fühlt man sich klüger, ja kritischer nach Lektüre des Bandes, glaubt vieles besser einordnen, erkennen zu können, doch was ist der Kopf ohne seinen Körper, ohne die Hände, welche das Gedachte in Praxis verwandeln können? Ein Band für linke, kritische, von Gramsci inspirierte Pädagogik und ein Standardwerk im deutschsprachigen Raum, dessen Theoriedichte allerdings zulasten der Praxis geht und somit nicht nur zum Weiterdenken einlädt, sondern zum Ausprobieren, zu Feldstudien auffordert.

CHRISTIAN KASERER

Sophie Schifferdecker: Deutsche in der Résistance. Berlin: Lukas Verlag 2025, 464 S., 39,80 Euro

Bis heute ist der deutsche Widerstand in den Reihen der Résistance nur ansatzweise erforscht. Auch wenn linke Kleinverlage regelmäßig Autobiografien deutscher oder österreichischer Résistants veröffentlichen, worüber im Rezensionsteil dieser Zeitschrift auch immer wieder informiert wurde, fehlt es an wissenschaftlich fundierten Monografien. So gibt es bis heute nur Schätzun-

gen, wie viele Deutsche Angehörige der Résistance waren. Es gibt kein Namensverzeichnis aller deutscher Résistants mit biografischen Angaben oder eine Quellenedition zum Thema.

Das Buch von Sophie Schifferdecker weckt die Hoffnung, dass diese Fehlstellen nun geschlossen werden können, immerhin handelt es sich um eine Dissertation, die an der Universität Greifswald eingereicht wurde. Um es vorwegzunehmen: Das Buch liefert viele wichtige Informationen, um sich eine genauere Vorstellung davon zu machen, welche Rolle der deutsche Widerstand in den Reihen der Résistance gespielt hat. Die Autorin hat in mehr als 30 Archiven in Frankreich, Deutschland und Österreich nach deutschen Mitgliedern der Résistance recherchiert und die zu dem Thema verfügbare, oft französischsprachige Literatur durchgesehen. Auf diese Weise ist es ihr gelungen, 2.303 Deutsche zu ermitteln, die Mitglied der Résistance waren. Damit ist erstmals eine gesicherte Mindestanzahl von deutschen Résistants dokumentiert, die die im französischen Verteidigungsministerium dokumentierte Anzahl von 1.662 deutlich übersteigt. Schifferdecker geht begründet davon aus, dass noch deutlich mehr als 2.300 Deutsche in der Résistance aktiv waren. In anderen Publikationen findet sich häufig eine Zahl von über 3.000.

Schade ist allerdings, dass die ermittelten Personen nicht namentlich im Buch, etwa in einem Anhang, genannt werden. Die namentliche Nennung hätte die Forschung zum Thema „Deutsche in der Résistance“ sicher erheblich befeuert. Auch ein anderer Umstand irritiert. Das Buch beschränkt sich ausdrücklich auf Personen, die aus Deutschland stammten oder dort sozialisiert wurden. ÖsterreicherInnen und SchweizerInnen bleiben unberücksichtigt. Dadurch entsteht eine methodische Schieflage, wenn im weiteren Verlauf der Arbeit die Organisationen der deutschsprachigen Résistants untersucht werden, etwa die *Travail Allemand* („deutsche Arbeit“). Gerade die *Travail Allemand* war eine Organisation nicht nur von Deutschen, sondern eine von deutschsprachigen Menschen. Sie wurde maßgeblich auch von ÖsterreicherInnen geprägt, die mit rund 370 Résistants eine wichtige Rolle spielten. Schifferdecker erwähnt an manchen Stellen die Bedeutung der ÖsterreicherInnen, ohne dass sie sich dazu äußert, warum nicht auch der österreichische Widerstand als Teil des deutschsprachigen untersucht wird.

Schifferdeckers Untersuchung gliedert sich in drei Abschnitte. Zunächst entwickelt die Autorin auf Basis ihrer biografischen Erhebungen eine so genannte Kollektivbiografie, die typisierende und quantifizierende Aussagen über die deutschen Résistants enthält. Anhand von Kriterien wie Alter, Beruf, Parteizugehörigkeit und weiteren Kriterien wie Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg oder Verfolgung von Jüdinnen und Juden werden quantitative Daten aufbereitet, die bemerkenswerte Erkenntnisse ergeben. Weiterhin ordnet sie widerständige Handlungen drei Widerstandsformen zu: Widerstand mit Wort und Schrift, bewaffneter Widerstand und Rettungswiderstand. Allerdings wird das Thema Rettungswiderstand, also die Schleusung von Verfolgten in das sichere Ausland, aus nicht ganz nachvollziehbaren Gründen nicht näher untersucht.

Dennoch gelingen ihr anhand dieser Systematik eine ganze Reihe von bemerkenswerten Feststellungen. Fast die Hälfte der deutschen Résistants waren ArbeiterInnen, die parteipolitisch in KPD und SPD aktiv waren. Überraschend ist, dass fast 20 Prozent AkademikerInnen und weitere zwanzig Prozent jüdischer Herkunft waren. Auch die Altersstruktur ist auffällig. Zwei Drittel der deutschen WiderstandskämpferInnen waren über 30 Jahre alt, also rund zehn Jahre älter als die französischen Résistants. Interessant ist, dass von 650 deutschen Résistants, deren regionale Herkunft ermittelt wurde, 135 aus dem Saarland stammten, was darauf zurückgeführt werden kann, dass Saarländer einen privilegierten Status in Frankreich besaßen. Schifferdecker zeigt, dass die überwiegende Mehrheit in den Jahren 1943 und 1944 in die Résistance eintrat. Im Unterschied dazu traten Menschen jüdischer Herkunft am häufigsten 1942 und 1943 in die Résistance ein, was Schifferdecker darauf zurückführt, dass in dieser Phase die Deportationen in die Vernichtungslager stattfanden und der Weg in die Résistance ein Ausweg war, sich der Deportation zu entziehen.

30 Prozent der männlichen Teilnehmer am bewaffneten Widerstand brachten militärische Erfahrungen aus dem Spanischen Bürgerkrieg und der Fremdenlegion mit. Folgerichtig bekleideten ein Viertel hohe militärische Positionen. Auch liefert die Autorin eine belastbare Anzahl von Résistants, die ums Leben kamen. Sie geht davon aus, dass jeder zehnte Deutsche zu Tode kam. Sie verdeutlicht auch, dass die Annahme, wo-

nach die deutschen Teilnehmer überwiegend männlich waren, nicht haltbar ist. So war fast die Hälfte der im Rettungswiderstand aktiven Personen weiblich.

Der zweite Teil ihrer Untersuchung widmet sich dem zivilen Widerstand mit Wort und Schrift. Der Autorin stellt in diesem Abschnitt sehr detailliert die deutschen Organisationen innerhalb der Résistance dar, nämlich *Travail Allemand* (TA) und das *Nationalkomitee „Freies Deutschland“ für den Westen* (NKFDW), das sich nach der Befreiung Frankreichs in *Comité „Allemagne libre“ pour l'Ouest* (CALPO) umbenannte. Schifferdecker beschreibt die vielfältigen zivilen Widerstandsformen, die vom Herstellen von Streuzetteln, Flugblättern und Zeitschriften bis hin zur „Mädelarbeit“ und nachrichtendienstlichen Tätigkeiten reichten. Interessant ist dabei, dass Deutsche nicht ausschließlich mit Deutschen im Widerstand kämpften, sondern auch mit französischen und migrantischen Widerständigen. So waren Deutsche auch Teil der französischen Organisationen der Résistance, also außerhalb von TA und NKFDW tätig. Der französische Widerstand schätzte die Deutschen, weil ihre deutsche Muttersprache ein wichtiges Mittel zur Gegenwehr wurde. Schifferdecker beschäftigt sich in diesem Abschnitt auch mit der großen Bedeutung der KPÖ im zivilen Widerstand, obwohl diese streng genommen nicht zu ihrem Untersuchungsgegenstand gehört.

Im dritten Teil des Buches wird der deutsche Beitrag am bewaffneten Widerstand von Stadtguerilla und Maquis (deutsch „Buschland“) untersucht. Insgesamt waren über 1.100 Deutsche im bewaffneten Kampf des französischen Widerstands aktiv. Zunächst entwickelte sich der bewaffnete Widerstand als Stadtguerilla in Großstädten wie Paris, Lyon und Marseille, wo Deutsche wichtige Funktionen innehatten. Die Autorin beschreibt Aufbau, Vorgehensweise und die verschiedenen Aktionen der Kampfgruppen. Häufig gingen Stadtguerilleros in den Maquis über, insbesondere nach der Landung der Alliierten in der Normandie. Der Maquis agierte als bewaffneter Arm der Résistance in ländlichen, schwer zugänglichen Gebieten wie den Cevennen. Schifferdecker beschreibt die Besonderheiten der Rekrutierung von deutschen Résistants, die aufgrund ihrer militärischen Kenntnisse häufig vom Maquis angefordert wurden. So waren sie aufgrund ihrer Erfahrungen im Spanischen Bürgerkrieg im Gegensatz zu fran-

zösischen Offizieren besser in der Lage, auf die besondere Situation einer Freiwilligenarmee einzugehen.

Ausgewogen und differenziert fällt die Bewertung der Wirksamkeit des deutschen Widerstands aus. Der Tendenz, Widerstandshandeln gegen den deutschen Faschismus als nahezu unwirksam herabzuwürdigen, wirkt die Veröffentlichung mit einer Vielzahl von Details entgegen, die der Behauptung von der Wirkungslosigkeit widersprechen. So ging die hohe Wirksamkeit des Schienenkriegs, einem der wichtigsten Betätigungsfelder der Résistance, auf die nachrichtendienstliche Tätigkeit von deutschen Résistants zurück, die als getarnte Mitarbeiter in Transportkommandanturen Fahrzeiten und Ladungen weitergaben. Der Autorin gelingt es durchgehend, ihre analytischen und historisch-beschreibenden Ausführungen durch die Darstellung individueller Schicksale und Biografien anschaulich und lebendig zu gestalten. An verschiedenen Stellen ihres Buches geht Schifferdecker der Frage nach dem Verhältnis zwischen französischen und deutschen Résistants vor dem Hintergrund der deutschen Besetzung nach. Anders als man erwarten würde, war dieses Verhältnis wenig konfliktreich. Die deutsche Teilnahme an der Résistance führte nämlich zu einer Umkehrung der Bewertung des Deutschseins. Die Gegnerschaft zum deutschen Faschismus und der Einsatz für die Résistance wurden den Beteiligten von französischer Seite besonders positiv angerechnet.

Sophie Schifferdecker ist es gelungen, die Bedeutung der Deutschen in der Résistance umfassend darzustellen. Dank ihrer Publikation liegt 80 Jahre nach den Ereignissen erstmalig im deutschen Sprachraum eine Forschungsarbeit vor, die dem Anspruch gerecht wird, auf Basis einer gesicherten Datengrundlage die Widerstandsarbeit von Deutschen in der Résistance darzustellen.

STEFAN KRAUS

Gerhard Hanloser: „Linker Antisemitismus“. Zur Kritik eines Kampfbegriffs. Wien: Mandelbaum Verlag 2026, 214 S., 18 Euro

Nach dem 2020 von ihm herausgegebenen Sammelband mit dem gleichnamigen, noch mit einem Fragezeichen versehenen Titel „Linker Antisemitismus?“ legt Gerhard Hanloser nun eine Monografie zu diesem Thema vor, die eine umfassende Antwort auf die Fra-

gestellung des damaligen Sammelbands darstellt. Anlass für den vorliegenden Band mit dem Untertitel „Zur Kritik eines Kampfbegriffs“ ist die – laut Klappentext – „drastische Verschärfung“ der Behauptung eines angeblich gefährlichen „linken Antisemitismus“ nach den Ereignissen des 7. Oktober 2023. Hanloser argumentiert, dass dieser Vorwurf strategisch eingesetzt werde, um anti-imperialistische und Palästina-solidarische Positionen zu bekämpfen. Neben aktuellen Beispielen aus der Zeit nach dem 7. Oktober verfolgt Hanloser die Genealogie dieser Dynamik bis in die 1950er Jahre zurück. Damit bietet das Buch besonders für jüngere LeserInnen, die die Debatten und Brüche innerhalb der Linken zwischen 1968 und den 2000er Jahren nicht selbst erlebt haben, lehrreiche historische Rückblicke.

Das Buch gliedert sich in 15 Kapitel. Einleitend gelingt Hanloser in wenigen Sätzen eine faktenbasierte Beschreibung der Ereignisse des 7. Oktober, wie sie im deutschsprachigen Raum selten zu lesen ist. Er ordnet präzise ein, welche emotionalen Reaktionen ausgelöst wurden, welche neuen aktivistischen Mobilisierungen entstanden und wie sich der Vorwurf des „linken Antisemitismus“ verstärkte, der bereits zuvor den Charakter eines Kampfbegriffs getragen hatte (S. 9). Hanloser legt dar, dass die Antisemitismus-Diagnostik in Politik und Medien „unter bewusster Dekontextualisierung“ verläuft (S. 13). Dies illustriert er an der Parole „Kindermörder Israel“. Wird diese allein als Neuformulierung antisemitischer Ritualmordlegenden ausgelegt, so muss die materielle Realität – zehntausende getötete Kinder in Gaza – ausgeblendet werden. Diese idealistische Fixierung, der Anspruch auf die Deutungshoheit von Symbolen, dient konkreten politischen Zielen, die materiell sind: der Repression von PalästinenserInnen und Palästina-solidarischen AktivistInnen und Intellektuellen.

Im ersten Kapitel bietet Hanloser eine Revue der „implodierten Antisemitismustheorie“, deren Ursprung bei Horkheimer und Adorno zu finden ist. Kapitel 2 bespricht die Strategien von Organisationen wie der Anti-Defamation League (ADL) oder Canary Mission gegen die US-amerikanische Palästina-solidarische Campusbewegung. In Kapitel 3 setzt sich Hanloser mit Norman Finkelstein auseinander, dem er einen fehlenden Ideologiebegriff vorwirft, während er sich zustimmend auf Moshe Zuckermann bezieht. In Kapitel 4 verweist Han-

loser auf den Einfluss der Antideutschen innerhalb der deutschsprachigen Antisemitismusforschung. Er bezeichnet sie als ein „wissenschaftskarrieristisch recht erfolgreiche[s] kleine[s] Segment der bundesdeutschen Linken bzw. ehemaligen Linken [...], deren vornehmliches politisches Ziel es war und ist, die historische Linke, aus der sie selbst kommen, zu desavouieren“ (S. 44f). Namentlich nennt Hanloser auch Stephan Grigat, der in der Theoriezeitschrift der KPÖ *Weg und Ziel* 1998 im Themenschwerpunkt „Antisemitismus“ einen Beitrag über „Antisemitismus und Antizionismus in der österreichischen Linken“ schrieb.

Im 5. Kapitel räumt Hanloser mit dem Vorwurf auf, es gebe eine strukturelle Affinität zwischen Marxismus-Leninismus und Antisemitismus; ein Vorwurf, der sich im Kern als Antikommunismus entpuppt. In Kapitel 6 werden Antizionismus und der Begriff des „israelbezogenen Antisemitismus“ diskutiert, wobei Hanloser die Antisemitismusdefinitionen der EU, der *International Holocaust Remembrance Alliance* (IHRA) sowie die Jerusalem Declaration on Antisemitism gegenüberstellt. Kapitel 7 zeigt anhand von Beispielen von den 1970er Jahren bis zu Jeremy Corbyn, Judith Butler und der BDS-Bewegung die Kontinuitäten der Antisemitismusvorwürfe durch die Gleichsetzung von Israelkritik und Antisemitismus. In Kapitel 8 zeigt er auf, wie komparative Genozidforschung (etwa von Michael Rothberg oder Dirk Moser) der Holocaust-Relativierung bezichtigt wird und analysiert den Fall um Achille Mbembe sowie die aktive Rolle, die der deutsche Antisemitismusbeauftragte Felix Klein hier einnahm. Weitere Kapitel widmen sich dem Documenta-15-Skandal, der Arbeitsweise von *Report Antisemitism*, und setzen sich mit den Ideen eines „linken Antisemitismus“ bei Eva Illouz und Jean Améry auseinander.

Kapitel 13 über den „sekundären Antisemitismus“ beleuchtet die Entwicklung eines staatstragenden Philosemitismus in der BRD sowie ihre Abgrenzung zur DDR in der Nahostpolitik. Hanlosers zitiert dabei die Begründung der KPD, warum sie im Jahr 1952 gegen das Luxemburger Abkommen gestimmt hat: „Unter dem Namen der Wiedergutmachung erhalten also die Industriellen Israels aus Westdeutschland alles, was sie zum Ausbau ihrer Großindustrie benötigen. [Dies hat] mit einer Wiedergutmachung auch nicht das geringste zu tun“. Angesichts der Armut vieler Holocaust-Überlebender in Israel zeigt das

Argument der KPD tatsächlich eine gewisse Weitsicht.

In Kapitel 14 untersucht Hanloser die bundesdeutsche bedingungslose Unterstützung Israels im Kontext der „deutschen Schuld“. Das Buch schließt im 15. Kapitel mit einer Analyse des Grundrechteabbaus: Hanloser zieht hier einen Bogen vom KPD-Verbot 1956 über die RAF-Panik der 1970er Jahre bis zu den heutigen restriktiven Maßnahmen gegen Palästina-solidarischen Aktivismus.

Im Vergleich zu Elad Lapidots Buch „Anti-Anti-Semitismus. Eine philosophische Kritik“ (2021 in deutscher Übersetzung beim Berliner Verlag Matthes & Seitz erschienen), das auf einer dichten Lektüre von Adorno, Heidegger und Arendt beruht, ist Hanlosers Buch eindeutig zugänglicher. In Lapidots Arbeit findet man jedoch komplementär jene philosophische Fundiertheit, die bei Hanloser teilweise fehlt. So postuliert Hanloser ohne Quellenangabe eine strikte Trennung von Rassismus und Antisemitismus: „Während der Rassismus eher eine ‚Minderwertigkeit‘ des Objekts seiner Aggression behauptet, imaginiert der Antisemitismus eine Übermächtigkeit ‚des‘, wahlweise: ‚der Juden‘“ (S. 18). Diese Dichotomie ist fachlich nicht haltbar und steht im Widerspruch zu Hanlosers eigener Kritik am Alleinstellungsmerkmal des Holocaust (Kapitel 8).

Hanlosers Darstellung „Antisemitismus versus Rassismus“ würde ich entgegenhalten: Im Antisemitismus kommen Übermächtigkeit und Minderwertigkeit gleichzeitig vor, was im Grunde seine Irrationalität verdeutlicht. So stellt der nationalsozialistische Propagandafilm „Der ewige Jude“ (1940) „den Juden“ gleichzeitig als weltbeherrschende Verschwörer und als Ungeziefer dar. Auch der anti-asiatische Rassismus bedient sowohl ein Narrativ der akademischen Übermacht als auch das einer kulturellen Minderwertigkeit. Statt einer Trennung von Rassismus und Antisemitismus sollte Rassismus als Überbegriff für die einzelnen Formen von Rassismus gegenüber verschiedenen rassifizierten Gruppen verstanden werden. Dies ist nicht nur ein in der Forschung produktives Verständnis von Rassismus (und damit auch von Antisemitismus), sondern aus linker Perspektive von praktischer Relevanz: Nur wenn Antisemitismus als Teil rassistischer Strukturen begriffen wird, kann er solidarisch im Rahmen eines umfassenden Antirassismus und Antifaschismus bekämpft werden, ohne dass jüdische Selbstbestimmung gegen die Selbst-

bestimmung anderer Gruppen – wie der PalästinenserInnen – ausgespielt wird.

Auffällig ist, dass sich Hanloser kaum mit der nicht-deutschsprachigen bzw. englischsprachigen Sekundärliteratur zum Antisemitismus auseinandersetzt. Ebenso wenig finden Arbeiten von arabischen bzw. palästinensischen WissenschaftlerInnen Berücksichtigung. Gewiss erhebt das Buch in seiner vorliegenden Form keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es überzeugt durch kurze Kapitel mit eindeutigen Überschriften. Da aber Unterüberschriften fehlen und der Text eine hohe Dichte an Personen, Organisationen und historischen Ereignissen aufweist, wäre ein Personen- und Sachregister für eine vertiefende Nutzung hilfreich. Auch die sprachliche Gestaltung bleibt hinter der Ankündigung zurück: Obwohl ein „situatives Gendern“ angekündigt wird, dominiert das generische Maskulinum (z.B. bei „Palästinenser“), obwohl ein konsequenteres Gendern problemlos möglich gewesen wäre.

Schließlich bleibt der Fokus stark auf Deutschland beschränkt. Beispiele aus Österreich und der Schweiz hätten den deutschsprachigen Diskurs umfassender abgebildet. Insbesondere im Kapitel zu Grundrechtsabbau und staatlicher Repression hätten konkrete Vergleiche der

rechtlichen Lage und Hinweise auf politische Gefangene im gesamten deutschsprachigen Raum die Analyse erheblich gestärkt. Genannt sei hier etwa der palästinensische Journalist Mustafa Ayyash, der in Linz inhaftiert ist.

Dass Grundrechtsabbau anhand des Vorwurfs eines „linken Antisemitismus“ auch in Österreich aktiv im Gange ist, zeigt jüngst die Presseaussendung des Bundesministeriums für Inneres zum Verfassungsschutzbericht 2025: „Linksextremismus ist insbesondere im Zusammenhang mit Antisemitismus und radikalem Aktionismus von Bedeutung. [...] Dies war 2025 besonders im Zusammenhang mit Palästina relevant“ (OTS vom 4.5.2026). Mit diesem Parallelismus markiert die österreichische Direktion Staatsschutz und Nachrichtendienst jede linke Palästinasolidarität als Antisemitismus und als (zumindest potenziell) kriminellen Linksextremismus. Gerade angesichts dieser Aktualität ist Gerhard Hanlosers Buch eine wichtige Arbeit, die eine breite LeserInnenschaft verdient. Die Lektüre hilft dabei zu verstehen, wie der Begriff „linker Antisemitismus“ als politisches Kampfinstrument entstanden ist und seit Jahrzehnten gezielt zur Repression linker AkteurInnen eingesetzt wird.

MAYA RINDERER

Mitteilungen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Herausgeber und Medieninhaber:

ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Präsident: Walther Leeb

Redaktion und Grafik: Manfred Mugrauer
MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Heimo Halbrainer, Christian Kaserer, Stefan Kraus, Claudia Kuretsidis-Haider, Matthias Marschik, Karl Müller, Andreas Pittler, Maya Rinderer, Tobias Schweiger, Karl Wimmmler

Adresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien

Telefon: (+43-1) 982 10 86

E-Mail: klahr.gesellschaft@aon.at

www.klahrgesellschaft.at

Vertragsnummer: GZ 02 Z 030346 S

Österreichische Post AG

Sponsoring-Post

P.b.b., Verlagspostamt 1140 Wien



Die KPÖ im Spiegel ihrer Programme

Symposium der Alfred Klahr Gesellschaft

Ideologie und Programmatik haben in der KPÖ als „Weltanschauungspartei“ einen höheren Stellenwert als in anderen Parteien. In der Ersten Republik veröffentlichte die KPÖ eine Reihe von Aktionsprogrammen, aber kein Grundsatprogramm. Ab 1935 war für die KPÖ die Volksfrontpolitik prägend, die nach 1945 mit der antifaschistisch-demokratischen Orientierung fortgeschrieben wurde. In den 1960er Jahren rückte, in Vorwegname „eurokommunistischer“ Überlegungen, das Verhältnis von Demokratie und Sozialismus in den Mittelpunkt. Das 1982 verabschiedete erste Parteiprogramm der KPÖ mit dem Titel „Sozialismus in Österreichs Farben“ baute auf dem Konzept einer antimonopolistischen Demokratie als Übergangsetappe zum Sozialismus auf. Die 1994 beschlossenen „Grundzüge einer Neuorientierung“ fixierten erste Überlegungen einer programmatischen Erneuerung nach dem Ende der Staaten des realen Sozialismus. 1990 wurde erstmals ein Frauenprogramm beschlossen, das seither mehrmals aktualisiert wurde.

Winfried R. Garscha: „Volksfront“ in Österreich? Zur Programmdiskussion in der KPÖ vor und nach dem VII. Weltkongress der Kommunistischen Internationale (1935)

Manfred Mugrauer: Die antifaschistisch-demokratische Orientierung der KPÖ nach 1945

Michael Graber: Demokratie und Sozialismus. Die Programmdiskussion der 1960er Jahre

Gerhard Mack: Antimonopolistische Demokratie und Sozialismus in Österreichs Farben

Ines Konnerth: Die frauenpolitische Programmatik der KPÖ

Martin Konecny: Nach dem Ende der Geschichte: programmatische Erneuerung nach 1990 und aktuelle Debatten

Samstag, **21. November 2026**, 14 bis 18 Uhr

Veranstaltungssaal der KPÖ, **Gußhausstraße 14/3, 1040 Wien**

